Terka

Leopold Sacher-Masoch (Ritter von)



Leopold von Sacher-Masoch.

Terka.

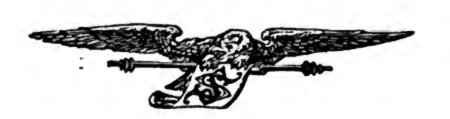
Die Maus. — Maria im Schnee.



Leopold von Sacher-Masoch.

Terka.

Die Maus. — Maria im Schnee.



Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: C. F. Steinacker. 1894. New-York: Gustav E. Stechert.

Inhalt.

Seite
Terka 7
Die Maus 197
Maria im Schnee 231

Terka.

An einem heißen, schönen Sommertage hielt in einem Dorfe bei Prag vor dem Hause des Lehrers ein Wagen, dem eine junge, hübsche Dame in einem leichten hellen Sommerkleide entstieg. Im nächsten Augenblick eilte ihr ein junges Mädchen mit dem Ausrufe „Ottilie!“ entgegen, das sie lebhaft begrüßte und küßte. Dann gingen beide hinein in das kleine Haus, und nachdem der Besuch Hut und Sonnenschirm abgelegt hatte, hinaus in den kleinen Garten und saßen jetzt in der dichtbewachsenen Laube, welche keinen Sonnenstrahl einließ, so daß der Aufenthalt im Sommer hier ein besonders angenehmer und freundlicher war.

Ottilie Seeberg stammte aus einem Orte in der Nähe und war jetzt Schauspielerin an dem Prager Theater. Sie war mittelgroß, mit vollen,

fast üppigen Formen, einem hübschen Rococogesichtchen mit kleiner Nase, kleinem Munde und freundlichen, braunen Augen, von reichem, blondem Haar umrahmt. Terka, die Tochter des Lehrers, war ihre Freundin schon von der Schule her, und sie bildete in jeder Beziehung einen auffallenden Contrast zu Ottilie. Sie war nur einige Jahre jünger und fast in derselben Größe, aber es war schwer zu entscheiden, ob sie eigentlich hübsch oder häßlich war. Ihr rundes Gesicht mit dem Katzennäschen, den tiefgeschnittenen dunklen Augen, der leichtgebräunten Haut, dem reichen schwarzen Haar, hatte entschieden mehr einen mongolischen als europäischen Typus. Wenn man sie jedoch für häßlich hielt, entdeckte man im nächsten Augenblick irgend einen frappanten Reiz an ihr, und fand man sie schön, erstaunte man ebenso rasch wieder über einen harten, seltsamen Zug ihres Gesichtes. Wahrhaft schön war nur ihr schlanker, edelgebildeter Venusleib, mit seinen herrlichen runden Formen, welche an die Antike mahnten.

Nachdem die Mädchen sich das Dringendste mitgetheilt hatten, ging Terka hinein in das Haus, um Kaffee zu kochen, während Ottilie in der Laube sitzen blieb. Die Freundinnen sprachen jetzt durch das offne Fenster und verstanden sich ganz gut, wenn nicht etwa das Rollen eines Wagens oder das Geklirr der Pfannen in der Küche das Gespräch für einen Augenblick störte.

Der Vater Terkas, Amos Benedikt, war seit langer Zeit Lehrer in dem Orte. Er hatte seine Frau schon vor mehr als zehn Jahren verloren, und so war Terka ausnehmend selbständig geworden und regierte jetzt das ganze Haus. Sie war zur Lehrerin ausgebildet, half ihrem Vater die Kinder in der Schule unterrichten, hielt aber auch Haus und Garten in Ordnung und arbeitete, wo es nöthig war, sogar auf dem Felde. Nachdem Ottilie ihren Vorrath an interessanten Nachrichten erschöpft hatte, fragte sie, was es hier in der Gegend Neues gäbe.

„Oh, eine große Neuigkeit," rief Terka durch

das Fenster. „Wie konnte ich nur vergessen, Dir davon zu erzählen. Du kennst ja das kleine Schloß Kostitz hier in der Nähe. Es hat lange Zeit leer gestanden, nun hat es ein Herr Raimund von Meinhof gekauft. Er ist erst seit vierzehn Tagen hier, und doch spricht schon alle Welt von ihm; er scheint ein Menschenfeind zu sein, ja es giebt Leute, welche behaupten, daß er eine dunkle Vergangenheit habe und hier in der Einsamkeit sich vor den Blicken der Welt verberge. Sicher ist es, daß er mit Niemandem verkehrt und vor Allem die Frauen flieht. Wenn ihm eine in die Nähe kommt, so benimmt er sich, als wäre er zufällig auf eine Kröte getreten."

„Also ein Weiberfeind," warf Ottilie ein, „das ist ja immerhin interessant und dabei wohl ein Sonderling. Weshalb sollte er aber in irgend einer Richtung gravirt sein? Heutzutage ist es nicht möglich, daß Menschen dieser Art sich verborgen halten können. Ohne Zweifel ist es ein Mann, der schlimme Erfahrungen gemacht hat und

jetzt zurückgezogen von der Welt leben will. Was ist da weiter dabei? Ich würde ihn aber gern kennen lernen. Die Herren von heutzutage haben den großen Fehler, daß sie einander alle ähnlich sehen, im Aeußern sowohl, wie in ihren Gewohnheiten, Phrasen, ja auch in Bezug auf das leichte geistige Gepäck, das sie mit sich führen."

„Ich wieder," antwortete Terka, „möchte ihm etwas anthun, ich weiß selbst nicht was, ich möchte ihn dafür strafen, daß er unser Geschlecht so sehr verachtet. Wenn ihm irgend eine Frau Böses zugefügt hat, muß er deshalb alle andern verabscheuen? Das ist ein unedler Zug, der mich gegen ihn aufreizt."

Wenige Augenblicke später kam Terka heraus, deckte den Tisch, brachte den Kaffee, füllte die Tassen, setzte einen schönen Kuchen auf, den sie selbst für Ottilie gebacken hatte, und die beiden Mädchen nahmen nun zusammen den Kaffee.

Mit lautem Geschrei kamen jetzt Terkas jüngere Geschwister, ihr Bruder Wenzel, ein großer, starker,

blonder Knabe von zwölf Jahren, und die um ein paar Jahre jüngere Johanna, schwarzäugig wie Terka, herbei und verlangten stürmisch ihren Antheil an dem Kuchen.

„Wißt Ihr nicht, daß Ihr vor Allem Fräulein Ottilie zu begrüßen habt?" rief Terka mit einem Ausdruck von Strenge, der ihre Freundin überraschte. Sofort wurden die Kinder still und standen jetzt mit gesenktem Kopfe da.

„Guten Tag, Fräulein Ottilie," begann die kleine Johanna, und Wenzel fügte hinzu: „Gott zum Gruß!" Dann baten sie nochmals um ein Stück Kuchen, das sie jetzt erhielten.

„Nun macht aber, daß Ihr fortkommt," rief Terka, „Ihr stört uns?"

Die Kinder liefen davon, aber statt ihrer erschien jetzt ein junger Mann, klein und schlank, mit blondem Haar, wasserblauen Augen und einem kleinen Schnurrbart, welcher sich etwas verlegen den beiden Damen näherte und Ottilien von Terka als Konrad

Geier, Student an der Prager Universität, vorgestellt wurde.

„Sehr angenehm," begann Konrad, nachdem er sich den Mädchen gegenüber niedergelassen hatte, während er mit seinem seidenen Taschentuch sich die Stirn wischte.

„Ich habe schon wiederholt das Vergnügen gehabt, Sie auf der Bühne zu bewundern, Fräulein Seeberg."

„Sind Sie nicht der Sohn des Wirthes Geier hier am Orte?" fragte Ottilie.

„Ja, so ist es, mein Fräulein," antwortete der Student.

„Und womit beschäftigen Sie sich?"

„Ich bin Historiker, und bin jetzt für einige Tage bei meinen Vater zu Besuch."

„Seine Hauptaufgabe," rief Terka, „ist, mir den Hof zu machen. Dieser eine Zug genügt Dir wohl, Ottilie, um den ganzen Menschen zu charakterisiren. Ein Mensch von schlechten Geschmack, nicht wahr?"

Während Terka laut lachte, rückte Geier verlegen auf dem Stuhl hin und her, fand aber nicht das richtige Wort und zog es schließlich vor zu schweigen.

„Haben Sie auch schon Gelegenheit gehabt, das Ungeheuer kennen zu lernen, das die ganze Gegend hier unsicher macht?“ fragte Ottilie. „Diesen Herrn von Meinhof, oder wie er heißt.“

„Gesehen habe ich ihn allerdings schon,“ erwiderte Konrad, „es ist ein großer, stattlicher Mann, mit blondem Bart, er sieht fast wie ein Löwe aus, mit seiner röthlichen Mähne.“

„Wissen Sie Näheres über ihn, über seine Vergangenheit?“ fragte Ottilie.

„Ich habe soeben gehört, daß Herr von Meinhof einige Jahre im Orient zugebracht hat und vor kurzer Zeit von dort zurückgekehrt ist. Er soll früher Offizier gewesen sein und vor Jahren in Prag von sich reden gemacht haben. Man spricht von einer Dame, die er in jener Zeit angebetet hat. Es war eine russische Fürstin nach dem Einen, eine Kunst-

reiterin nach dem Andern. Meinhof soll sie in einem Anfall von Wuth, aus Eifersucht, getödtet haben."

„Also doch," sagte Terka. „Ich habe Dir bereits gesagt, daß ein dunkles Geheimniß um ihn und seine Vergangenheit schwebt. So ganz ohne Grund zieht man sich nicht vor der Welt zurück."

„Aber Alles, was ich höre," sagte Ottilie, „macht mir den Mann nur um so interessanter, und wenn es Dir recht ist, so wollen wir uns auf den Weg machen und ein wenig um sein Schloß herum spioniren. Vielleicht ist uns der Zufall günstig, und wir begegnen dem Löwen selbst."

Terka war sofort einverstanden mitzugehen. Die Damen setzten ihre Strohhüte auf, nahmen ihre Schirme und gingen, von Konrad begleitet, durch das Dorf und dann durch die Felder auf den kleinen Park zu, welcher das Schloß Kostitz umgab. Als sie sich dem hohen lebenden Zaun näherten, erblickten sie drüben im Park ein halbes Dutzend Mädchen aus dem Orte, welche scherzend und kichernd damit

beschäftigt waren, Epheu und Immergrün abzuschneiden und ihre Körbe damit zu füllen.

„Was thut Ihr hier?“ fragte Terka, indem sie stehen blieb und über den Zaun hinwegblickte.

„Wir suchen allerhand Grünes für die Kirche zum Johannistag,“ erwiderte eines der Mädchen.

Ottilie und Terka setzten hierauf ihren Weg fort. Sie waren jedoch kaum dreißig Schritte gegangen, als sich Hundegebell vernehmen ließ, und jetzt sahen sie einen großen, athletisch gebauten Mann mit einem von röthlich blondem Haar und Bart umwogten Barbarossahaupte rasch herankommen, eine Peitsche in der Hand, während drei große Hunde vor ihm einhersprangen.

„Was thut Ihr hier?“ rief der Fremde, offenbar der Besitzer des Schlosses. „Wer hat es Euch erlaubt, hier den Garten zu verwüsten?“

„Der Herr Pfarrer — es ist uns immer erlaubt gewesen — antworte eines der Mädchen am ganzen Leibe zitternd. „Nämlich für das Fest — um den Altar zu schmücken.“

„Was kümmert mich Euer Fest,“ rief der Schloßherr, „fort mit Euch!“ Und als die Mädchen sich nicht von der Stelle rührten, fuhr er fort: „Soll ich die Hunde auf Euch hetzen?“

Die schönen prächtigen Thiere schienen die Worte ihres Herrn verstanden zu haben, denn sie warfen sich mit lautem Gebell auf die armen Mädchen, und diese flohen so rasch sie nur konnten, theils über den Zaun hinüber, theils durch den Garten dem Gitterthor des Parkes zu, während der Schloßherr mit einem lauten Lachen der Scene zusah.

Das ist ja abscheulich,“ rief Terka, „die armen Mädchen mit Hunden zu hetzen! Du siehst, daß ich Dir nicht zu viel erzählt habe, das ist kein Sonderling mehr, das ist ein wildes Thier. Ach, wenn ich ein Mann wäre, ich würde ihm jetzt eine Lection ertheilen, die er nicht so bald vergessen würde.“

Conrad suchte Terka zu besänftigen. Ottilie wieder fand den Schloßherrn interessant und schön.

„Ja," sagte Terka, „ich gebe zu, daß er ein schöner Mann ist, und es ist keine Frage, daß sein wildes gebieterisches Wesen die Phantasie eines jungen Mädchens erregen kann und einen gewissen Zauber üben muß. Aber ich kann nicht für ihn schwärmen, im Gegentheil, ich fühle etwas wie Haß gegen ihn, und ich werde nicht ruhig sein, ehe ich ihm irgend etwas angethan habe."

Die Mädchen gingen nun um das Schloß herum und an dem großen Gitterthor vorbei, das die Einfahrt und zu gleicher Zeit den Eingang in den Park bildete. Das Schloß lag seitwärts mit der Hauptfront gegen den Garten. Unwillkürlich blickten sie hinein, als sie vorüber schritten, und sahen den Schloßherrn, wie er jetzt in einer Art weißem Beduinenburnus, einen rothen Fez auf dem Kopf, auf der Terrasse saß, deren Stufen zu dem Garten herabführten, und einen langen, türkischen Tschibuk rauchte, während die Hunde zu seinen Füßen lagen. Er beachtete die Vorübergehenden mit keinem Blick, keine Miene seines strengen,

edelgebildeten Gesichts verrieth, daß er sie nur bemerkt habe.

Die beiden Mädchen unterhielten sich auf dem Nachhausewege und auch dann, als sie wieder in dem Garten des Lehrers saßen, nur von ihm.

Als Ottilie nach Sonnenuntergang aufbrach, um nach Prag zurückzukehren, begleitete sie Terka im Wagen ein Stück Weges, dann nahmen die Mädchen mit zwei herzlichen Küssen Abschied, Terka stieg aus und ging zu Fuß zurück.

Der letzte Sonnenpurpur vergoldete an dem jenseitigen Ufer der Moldau das uralte Schloß Wischehrad und den Libussathurm auf dem überhängenden Felsen. Unten floß majestätisch das gelbliche Wasser der einst Gold führenden Moldau dahin. Rechts zeichneten sich die Trümmer des Divin auf dem leuchtenden Himmel ab. Terka stieg die Anhöhe empor und setzte sich hier in das Gras, ihre Blicke schweiften über den Fluß hinüber zu den Bergen und den Trümmern und Resten altrömischer Herrlichkeit, mit denen dieselben gekrönt waren.

Die Sage erzählt von dem Thurm drüben, daß dort die Fürstin Libussa gleich Semiramis gehaust und ihre Günstlinge, wenn sie ihrer müde war, Nachts in den Fluß hinabgestürzt habe. Auf dem Divin wohnte Wlasta mit ihren Amazonen, als sie nach dem Tode Libussas dem Fürsten Przmisl, ja dem ganzen Männergeschlechte den Krieg erklärt hatte. Hier hatte sie den Ritter Ztirad, den sie einst geliebt und dann verrathen hatte, nachdem er durch List und Ueberfall in ihre Hände gefallen war, auf das Rad flechten lassen.

Diese Geschichte ging jetzt durch Terkas Sinn. Auch in ihr war etwas von dem Blute der Wlasta, und dieses Blut empörte sich gegen diesen Mann, der ihr Geschlecht verachtete, dessen brutaler Männerstolz so weit ging, auf junge thörichte Mädchen seine Hunde zu hetzen. Sie verstand selbst nicht, woher mit einem Male dieser Zorn kam, der ihr Herz erfüllte und ihre Pulse rascher gehen ließ. Angesichts der Trümmer der Mädchenburg schwur sie ihm Rache. Wie aber sollte sie ihn strafen?

Die Zeit war vorüber, wo sie ihn in einem dunklen Waldesgrunde überfallen und dann streng und blutig richten konnte. Es gab aber noch andere Mittel, moderne, lustige und deshalb nicht minder grausame. Wie wäre es, wenn es ihr gelänge, den Weiberfeind durch ihre Reize zu besiegen? Der Gedanke gefiel ihr ausnehmend. Ja, rief sie endlich, indem sie aufbrach, zur Strafe für alle seine Missethaten soll er sich in eine Häßliche verlieben.

Während sie jetzt auf dem Fußpfad zwischen den wogenden Getreidefeldern einherging und hie und da eine blaue Kornblume pflückte oder einen rothen Mohn, mußte sie über ihren Vorsatz laut auflachen.

Zu Hause angekommen, ging sie in ihre Stube, die im ersten Stockwerk lag, sperrte die Thür und trat vor den Spiegel, um sich selbst mit einem strengen, unbefangenen Blick zu prüfen. Sie wußte, daß sie nicht schön war, ja daß sie als häßlich galt. Aber sie hatte mehr als einmal erfahren, daß ihre

Häßlichkeit einen pikanten Reiz übte, sobald sie ihr durch einen bizarren Anzug oder irgend einen phantastischen Schmuck zu Hilfe kam. So that sie auch jetzt.

Sie ging hinab in das Erdgeschoß, holte sich in aller Stille, was sie nöthig hatte, und dann putzte sie sich heraus wie zu einem Ballet oder Maskenballe. Erst schlang sie ein feuerrothes Tuch um ihren Kopf, und dann band sie ein zweites um ihre Schultern. Sie bekam etwas Zigeunerhaftes, Wildes in diesem Aufzug, und sie mußte sich gestehen, daß es ihr ganz gut stand und sie interessant und fesselnd machte. Dann warf sie beide Tücher fort, bekränzte sich mit Weinlaub, schlang eine Guirlande von Rebenblättern von ihrer Schulter zu ihrer Taille herab und hing das Pantherfell, das sonst in der Sammlung ihres Vaters paradirte, um die Schultern. Ja, nun sah sie geradezu hübsch aus, sie hatte einen dämonischen Reiz, und sie fühlte, daß ihre dunklen Augen und ihr herrliches Haar zur Geltung kamen, wie noch nie. So wie

sie jetzt war, konnte sie einem Manne gefallen, ja, mehr als das, ihm den Kopf verdrehen.

Während sie noch lächelnd vor dem Spiegel stand, murmelte sie vor sich hin: „Häßlich bin ich, ja, aber deshalb werde ich doch mit ihm fertig werden.“

* * *

Eines Abends, als die Ernte bereits begonnen hatte, ging Meinhof durch die Felder, die Flinte im Arm, den Jagdhund an der Seite. Er hatte in den Rübenfeldern einige Hühner und Wachteln geschossen und kam jetzt in die Nähe des Dorfes. Auf einem Felde, das dem Lehrer Benedikt gehörte, war Terka mit ein paar anderen Mädchen und zwei Taglöhnern damit beschäftigt, das Korn zu schneiden, in Garben zu binden und in Schobern aufzurichten.

Als Meinhof herankam, stand sie als Bäuerin gekleidet, in einem gemusterten Percálrock und einem dunkelblauen Mieder, die Aermel des weißen, bau-

schigen Hemdes aufgeschürzt, ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen, mit der Sichel in der Hand da, während Wenzel und Johanna aus Stroh Ketten flochten, mit denen die Garben gebunden wurden. Unwillkürlich schweiften ihre dunklen Augen zu Meinhof herüber, und auch er wendete den Kopf und sah sie an.

In dem Augenblick, wo er vorüber wollte, hob Terka eine der Strohketten auf, lief ihm nach, und ehe er sich dessen versah, hatte sie ihn nach alter slavischer Sitte mit der Strohkette gebunden.

Jetzt, da sie vor ihm stand, Auge in Auge, mußte sich Terka doch gestehen, daß Raimund von Meinhof in der That ein schöner Mann war. Seine hohe Gestalt entsprach vollständig dem edlen, schwermüthigen Gesicht, den blauen, gebietenden Augen und dem rothblonden, leicht gekräuselten Haar und Vollbart. Im ersten Augenblick hatte er die Brauen finster zusammengezogen und Miene gemacht, sich mit einer energischen Bewegung loszumachen, doch Terka hielt ihn fest mit ihren

braunen Händen und ihren schwarzen muthigen Augen.

„Das ist unser Recht,“ sagte sie kurz und stolz. „Niemand darf sich dem alten Brauch entziehen. Sie müssen sich loskaufen, wie jeder Andere.“

Meinhold blickte sie an, zog dann die Börse hervor und wollte ihr Geld geben. Sie aber trat zurück und lachte hell auf.

„Nein,“ sprach sie, „an mir ist es das Lösegeld zu bestimmen und nicht an Ihnen.“

Indeß hatten die anderen Schnitterinnen das Feld verlassen und standen jetzt halb neugierig, halb drohend um Meinhof, wie es schien, bereit, ihre Sicheln gegen ihn zu kehren, falls er es wagen würde, der alten Sitte Hohn zu sprechen.

„Nun, was soll's?“ fragte Meinhof halblaut.

„Sie müssen sich mit einem Kusse loskaufen,“ erwiderte Terka, mit einem spöttischen Lächeln die Oberlippe emporziehend und ihre weißen, schönen Zähne zeigend.

Rasch entschlossen nahm sie Meinhof um den schlanken Leib und küßte sie.

In dem Augenblick war es, als sei ein Zauberwort über ihn gesprochen worden. Er, der so lange keinem Weibe in die Augen geblickt hatte, war unter der Berührung zweier duftiger Mädchenlippen erbebt, und jetzt fühlte er einen leisen Schauer, der durch seine Glieder ging. Fast unwillkürlich machte er sich los und ging rasch auf dem Pfade zwischen den Feldern seinem Landsitz zu.

Terka blickte ihm ruhig im Gefühl des Triumphes nach. Sie wußte, daß ihr der erste Schritt gelungen war, an diesem Mann, den sie haßte, Rache zu nehmen. Sie hatte mit dem feinen Instinct des Weibes bemerkt, ja gefühlt, was in Meinhof vorgegangen war. Er hatte die Flucht vor ihr ergriffen, aber er nahm den Pfeil mit, den ihm die wilde Amazone zugesendet hatte, und dieser Pfeil hatte ihn vergiftet; er kehrte nicht als derselbe nach Kostitz zurück, als der er ausgegangen war.

Während die Mädchen fortfuhren, singend das

Getreide zu schneiden, kam jetzt Konrad Geier, herbei, um Terka bei der Arbeit zu überraschen. Ihm ging es nicht besser als Meinhof. Auf einen Wink Terkas liefen ihm zwei der Mädchen entgegen, banden ihn mit Strohketten, und auch er mußte sich loskaufen. Wie gerne hätte er Terka einen Kuß als Lösegeld gegeben, aber von ihm verlangte sie ihn nicht. Es wurde ihm auferlegt, sofort ein Fäßchen Bier kommen zu lassen, und Konrad sträubte sich keinen Augenblick, sondern schrieb einen Zettel, mit dem der kleine Wenzel in das Dorf eilte, um bald darauf mit einem Wägelchen zurückzukehren, auf dem er das Fäßchen brachte. Es wurde sofort angestochen, und dann füllten Schnitter und Schnitterinnen ihre Krüge und tranken auf das Wohl Geiers, welcher aus Terkas Krug Bescheid that und auf eine glückliche Ernte trank. Dann setzte er sich auf die Garben hin, die über einander geschichtet waren, und sah, den Rücken gegen die scheidende Sonne gekehrt, Terka zu, welche in ihrer kräftigen, energischen Art die Ernte leitete und

überall eingriff, wo es nöthig war, hier mit der Sichel arbeitete, dort das Getreide binden half, oder bei dem Aufschichten der Garben, die in Form von kleinen Hütten oder Zelten aneinander gestellt wurden, thätig war.

„Wissen Sie, Fräulein Terka," sagte Konrad nach einer Weile, „daß Ihnen diese Art Arbeit einen eigenthümlichen Reiz verleiht?"

„Wann hätten Sie mich noch nicht reizend gefunden, Konrad?" erwiderte Terka lächelnd, während sie eine neue Garbe band.

„Nein, wirklich, Terka, es ist ein schönes, poetisches, ich möchte sagen, biblisches Bild, Sie so zu sehen in ihrer ungezwungenen Tracht, ohne Rücksicht auf ihren Teint, der Sonne preisgegeben. Man denkt an die schöne Ruth, an Goethes Dorothea und manche andere Gestalten der Dichtung."

„Warum denken Sie nicht an das Nächstliegende?" rief Terka muthwillig, „an eine häßliche Zigeunerin oder an eine Negerin, welche in der Plantage arbeitet?"

„Sie wollen nur hören, Terka, daß Sie schön sind.“

„Ich schön?“ wiederholte Terka, „das glauben Sie selbst nicht, mein lieber Konrad.“ Sie begann laut zu lachen.

„Meinetwegen nicht schön,“ versetzte Konrad, „aber vielleicht mehr als das. Wie viele unserer Schönheiten haben eigentlich nur einen todten, hübschgefärbten Puppenkopf auf den Schultern, bei Ihnen, Terka, sprüht aber Alles Kraft, Leben und Geist. Man darf Sie vielleicht nicht mit dem Maßstabe strenger griechischer Kunst prüfen. Aber die Wirkung, welche Sie üben, ist eine fesselnde, reizvolle, ja berauschende.“

„Weil Sie berauscht sind, armer Freund,“ erwiderte Terka, „so meinen Sie, die ganze Welt müßte es sein, aber die andern Leute finden mich einfach garstig. Ich werde nie vergessen, wie einmal zwei Herren an mir vorübergingen in Prag auf dem Altstädterring, und der eine sprach: „Aber sie hat schöne Augen.“ Offenbar war das die

Antwort auf die Frage des Ersten: „Hast Du je schon ein häßlicheres Frauenzimmer gesehen?“ Also geben Sie sich keine Mühe, mein lieber Herr Geier. Mein Spiegel ist aufrichtiger als Sie, und ich versichere Sie, daß er mir noch niemals eine Schmeichelei gesagt hat. Deshalb sehe ich auch nur dann hinein, wenn ich muß.“

„Sie sprechen nur so, Terka, Sie wissen sehr gut, daß Sie gefallen, ja, daß Sie schon mehr als einem gehörig den Kopf verdreht haben.“

„Ein Beweis, daß es auch Männer giebt, die einen schlechten Geschmack haben.“

„Ich zum Beispiel.“

„Ja, Sie zum Beispiel.“ — — —

Meinhof war still und verdrossen nach Hause zurückkehrt. Er ging an diesem Abend in Haus und Garten umher, unruhig und unzufrieden, wie im Fieber. Als es Zeit war zum Nachtessen und die Glocke längst erklungen war, der Schloßherr sich aber noch immer nicht blicken ließ, ging sein Diener, der alte Xaver, hinaus in den Park, um

ihn zu suchen. Er fand ihn auf einer Bank mitten im Dickicht sitzen, vor sich ein schönes, steinernes Weib, irgend eine mythologische Dame, welche der Rococogeschmack einst hier hingestellt hatte, und die im Laufe der Zeiten von Moos überzogen war, so daß sie jetzt einer skytischen Amazone mit dem Thierfell um Schultern und Lenden glich.

„Herr Baron," begann Xaver, ein kleiner, feister Mann mit grauem Haar und kleinen, hellen Augen, welche unabläßig blinzelten, „das Essen steht auf dem Tisch."

„Laß mich in Frieden," erwiderte Meinhof.

Xaver strich mit der Hand über sein glattrasirtes Gesicht, zuckte die Achseln und wollte eben sachte den Rückweg antreten, als Meinhof ihn zurückrief.

„Renn' mir nur nicht gleich davon," sagte er. „Warst Du heut im Dorfe?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Wem gehört das Feld am Ende des Dorfes, ein Kornfeld, das unmittelbar an unserer Grenze liegt?"

„Das gehört dem Lehrer, soviel ich weiß.“

„Wer kann denn das Mädchen sein, die auf diesem Felde schneidet, groß, schlank, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen?“

„Mit einer kleinen Nase und rothen Lippen, wie Kirschen,“ ergänzte der alte Diener.

„Ja, ja.“

„Das ist Niemand anderes, als Terka, die Tochter des Lehrers.“

„Kennst Du sie? Hast Du schon mit ihr gesprochen?“

„Einmal, allerdings.“

„Ist es ein Mädchen, das einige Bildung hat?“

„O, Herr Baron, die ist ebenso gelehrt wie Ihr Vater, und klug, sehr klug.“

„Womit beschäftigt sich denn der Lehrer?“

„Ich denke, gleich Ihnen, mit allerhand Gethier, das er an Nadeln steckt und in Kästen aufbewahrt, und ich glaube auch mit Pflanzen, die er preßt und zwischen Deckel bindet. Sie wissen ja am besten, wie man diese Art Gelehrsamkeit nennt.“

„Er ist also ein Naturforscher?“

„Mag sein.“

Einige Zeit schwieg der Schloßherr und zog mit seinem Stock Kreise in den Sand, während der alte Xaver, die Hände auf dem Rücken, dastand, und ihn von der Seite aufmerksam beobachtete.

„Erkundige Dich doch einmal nach dem Mädchen,“ sagte endlich Meinhof, „ich möchte mehr von ihr wissen, es scheint mir, daß sie verschieden ist von den Anderen, ein Wesen für sich, verstehst Du? Kurz, frage nach und zwar bald.“

Meinhof erhob sich jetzt und ging langsam dem Hause zu, während Xaver ihm folgte in respectvoller Entfernung von einigen Schritten und doch insgeheim über ihn lächelnd.

* * *

Terka war müde nach Hause zurückgekommen, hatte mit den Ihren zu Nacht gegessen und saß jetzt draußen in der Laube, um auszuruhen und sich an der kühlen Abendluft zu laben. Ueber ihr

war der wolkenlose Sommerhimmel mit goldenen Sternen besät, vor ihr wogten im leichten Winde die Felder, und in der Ferne rauschte mächtig die Moldau. Mit einem Male fiel ein Schatten vor ihre Füße hin, und dann erschien Xaver am Eingang der Laube, den Hut in der Hand, und verneigte sich tief vor ihr.

„Kann ich einige Worte mit dem Fräulein sprechen?“ begann er.

„Gewiß,“ sagte Terka, „nehmen Sie Platz. Kann ich Ihnen mit irgend etwas aufwarten?“

„O, ich danke, mein Fräulein,“ erwiderte Xaver, „wir haben eben im Schlosse zu Nacht gegessen.“

„Sie sind der Diener des Herrn von Meinhof?“

„Ja, der bin ich, und eben deshalb — ich bin gekommen, liebes Fräulein — doch wozu diese Umschweife!“ Er richtete die kleinen, blinzelnden Augen auf Terka und lächelte. „Wissen Sie, daß Sie meinen Herrn behext haben?“

„Wirklich?“ erwiderte Terka, während sie die Arme auf den Tisch legte und Xaver fest in's Auge

schaute. „Das würde mich freuen, denn ich habe geschworen, ihn zu strafen."

„Wofür?" fragte Xaver. „Hat mein Herr Sie irgendwie beleidigt?"

„Ja, indem er mein ganzes Geschlecht mit Verachtung behandelt."

„Leider, leider," sprach Xaver seufzend, „hat mein Herr allerhand Grillen im Kopf. Aber er ist nicht so böse, wie Sie vielleicht meinen. Wenn Sie seine Geschichte kennen würden, würden Sie ihn nicht so hart beurtheilen."

„Mag sein," sagte Terka.

„Sehen Sie, mein Fräulein," fuhr Xaver fort, „als er noch sehr jung war, etwa achtzehn Jahre, da war die erste Liebe meines Herrn seine Cousine. Nun, es war ja mehr eine kindische Schwärmerei, aber immerhin ging es ihm nahe. Das Mädchen, zwei Jahre älter als er und sehr verständig, sagte ihm eines Tages, daß es eine Thorheit sei, wenn sie sich liebten, denn von einer Verbindung könnte doch niemals die Rede sein, und lachend, mit einem

Kuß, schickte sie ihn fort für immer. Sehen Sie, das war recht klug von seiner Cousine, aber ihm that diese Klugheit wehe, und er hat damals mehr gelitten, als die Sache werth war. Dann nach Jahren lernte er ein Mädchen kennen, welches ihm Trost und Ersatz versprach. Es war die Tochter eines höheren Beamten, gut erzogen, gebildet, schön und liebenswürdig. Mein Herr warb um sie und fand Gehör bei ihr und Ermunterung bei ihren Eltern. Eines Tages mußte er eine Reise unternehmen. Als er nach einigen Wochen zurückkam, dachte er die Geliebte, welche er bereits als seine Verlobte betrachtete, zu überraschen. Er freute sich auf den jubelnden Ausruf, mit dem sie ihn empfangen werde, auf die Freude, die sich in ihrem Gesichte malen würde, wenn er ihr die reichen Geschenke, die er mitgebracht hatte, überreichen würde. Er klingelte. Das Dienstmädchen blickte durch die Glasthür hinaus, öffnete jedoch nicht. Das erschien mindestens sonderbar, und ein gewisses Bangen kam über meinen Herrn. Er klingelte nochmals,

da öffnete das Mädchen, und während sie ihm mit einiger Verlegenheit mittheilte, daß die Herrschaft nicht zu Hause sei, übergab sie ihm einen Brief. Mein Herr stieg die Treppe hinab, öffnete und las. Das Fräulein theilte ihm mit kurzen Worten mit, daß sie sich während seiner Abwesenheit verlobt habe, bat ihn um Verzeihung und ersuchte zugleich im Namen ihrer Eltern, er möchte seine Besuche einstellen. Als mein Herr aus dem Hause trat, sah er oben die Fenster erleuchtet, Schatten schwebten an dem Vorhang vorüber, und als er einen Augenblick unten stehen blieb, hörte er oben die Verrätherin laut und fröhlich lachen. Seine Freunde sagten ihm in den nächsten Tagen, daß sich ein sehr reicher Bewerber um die Hand des Fräuleins gefunden hätte, und sie war so klug gewesen, denjenigen vorzuziehen, der ihr nicht allein eine sorgenlosere Existenz, sondern überdies noch allen Luxus versprach."

„Was ist das für eine Geschichte mit jener russischen Fürstin oder Kunstreiterin?" fragte

Terka, welche mit steigender Theilnahme zugehört hatte.

„Russische Fürstin? Kunstreiterin? Unglaublich!“ murmelte der alte Diener. „Was die Leute doch Alles zu erzählen wissen. Da meint man, nur die Kinder würden durch Märchen unterhalten, aber auch die Erwachsenen erzählen sich solche, nur leider oft auf Kosten der Ehre und der Reputation ihrer Mitmenschen. Allein ich weiß jetzt, um was es sich handelt. Die Dame, die Sie meinen, ist die Gräfin Libussa von Ostrowitz. Hier in der Nähe wohnt eine Tante von ihr. Sie war damals Wittwe, als Herr von Meinhof sie kennen lernte. Es war in Prag. Die Gräfin war eine sehr schöne Frau, das muß man ihr lassen, voll Geist und voll Talent. Sie spielte sehr schön Piano, malte, trat bei Wohlthätigkeitsvorstellungen in kleinen Stücken auf und entzückte das Publikum durch ihre Munterkeit und ihr elegantes Französisch. Sie hatte meinem Herrn ihre Gunst geschenkt, das ist sicher, aber voll Capricen und unbeständig wollte

sie sich nicht wieder binden und spielte mit ihm eine wahrhaft herzlose Komödie. Wenn er sie zu einer Entscheidung drängte, wich sie ihm aus, vertröstete ihn auf die Zukunft oder erklärte gar, sie wolle überhaupt nicht wieder heirathen. Suchte er die Bande zu lösen, die ihn mit ihr verknüpften, warf sie von Neuem die Netze nach ihm aus und verstand es, ihn wieder zu fesseln und an ihren Triumphwagen zu spannen. Und wie sie ihn quälte! Wahrhaftig, er that mir damals leid. Ich war mehr als einmal besorgt um ihn, denn er war nahe daran, sich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Und wie endete die Sache?" fragte Terka. „Hat sich Herr von Meinhof schließlich doch aus ihrem Netze befreit?"

Der alte Xaver schüttelt den Kopf.

„Nicht so, mein Fräulein, anders. Es kam ein polnischer Graf, der mehr Glück hatte bei der Gräfin. Da sie meinen Herrn kannte und nicht nur für das Leben ihres neuen Anbeters, sondern

auch für das ihre zittern mußte, so verbarg sie diese neue Phantasie mit raffinirter Geschicklichkeit vor Herrn von Meinhof. Während sie den Andern liebte und ihm bereits ihre Hand versprochen hatte, scherzte und lachte sie mit meinem Herrn, und dieser bildete sich noch immer ein, von ihr geliebt zu werden. Ganz plötzlich kam die Entdeckung; Herr von Meinhof forderte seinen Nebenbuhler zum Zweikampf, aber an dem Vorabend des Tages, an welchem das Duell stattfinden sollte, entfloh die Gräfin mit ihrem Verehrer, und seither haben wir nichts wieder von ihnen gehört."

„Was Sie mir da erzählen," sagte Terka, „ist allerdings geeignet, eine ungünstige Meinung von dem Charakter der Frauen zu erwecken. Ich fange an, ihren Herrn besser zu verstehen und ihn zu entschuldigen. War es der letzte Roman, den er erlebte?"

„Ja, der letzte," gab Xaver zur Antwort. „Wir gingen dann in die Fremde, bis tief in den Orient hinein, nach dem gelobten Land, nach Klein=

Asien, Persien, ja bis nach Indien, und suchten dort Europa und seine Frauen zu vergessen. Finden Sie es nun begreiflich, daß mein Herr, der im Grunde das beste Herz von der Welt hat, die Frauen haßt, weil jede, die er liebte, ihn durch ihre Schwäche oder ihre übergroße Klugheit elend gemacht hat? Er traut keiner Frau mehr Charakter, Kraft und Treue zu. Er hält alle für haltlos, listig und verrätherisch."

„Das ist eben sein Unrecht," unterbrach Terka den alten Diener, „und wer weiß, ob nicht Herr von Meinhof selbst an den schlimmen Erfahrungen schuld war, die er gemacht hat. Es ist doch auffallend, daß er durchaus Frauen dieser Sorte auf seinem Lebenswege gefunden hat. Vielleicht hatten gerade diese klugen, herzlosen Frauen für ihn einen besonderen Reiz. Wer kann das wissen. Der Geschmack der Männer ist so verschieden. Ich habe schon gehört, daß es Männer giebt, die sich nur glücklich fühlen, wenn sie von den Frauen mißhandelt werden."

„Das mag sein," sagte Xaver, „doch bleiben wir bei der Sache. Ich bin gekommen, mein Fräulein, weil ich von Ihnen Manches, ja Vieles für meinen Herrn hoffe."

„Von mir?" sagte Terka, „was könnte ich ihm nützen?"

„Sehr viel, mein Fräulein," versetzte Xaver, „vielleicht Alles." Er rückte näher und fuhr leise fort: „Sie gefallen Herrn von Meinhof, ich weiß es, ja mehr als das, Sie haben ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Ich kenne meinen Herrn, wenn er so ist, wie ich ihn eben jetzt verlassen habe, dann hat dies immer etwas Besonderes bei ihm zu bedeuten. Sie könnten seinen kranken Geist heilen, ihn der Menschheit wiedergeben."

„Ich?" erwiderte Terka. „Sehen Sie mich doch an, ein häßliches Geschöpf wie ich sollte einen Weiberfeind mit dem schönen Geschlechte versöhnen? Nein, nein!" Sie begann laut zu lachen. „Auch haben Sie sich an die Unrechte gewendet. Ich bin sehr böse auf ihren Herrn und habe mir vorge-

nommen, ihn zu strafen. Wie er die Frauen haßt, so hasse ich die Männer, sagen Sie ihm das, und ihn vor Allen."

„Ist das Ihr letztes Wort, mein Fräulein?" sagte Xaver betroffen.

„Ich spreche so, wie ich denke und fühle. Ich leugne nicht, daß ich jetzt milder von Herrn von Meinhof denke, aber deshalb hat er es doch verdient, bestraft zu werden, und ich will mein Geschlecht an ihm rächen. Sollte es wahr sein, daß ich auf ihn einen Eindruck gemacht habe, dann um so besser, dann wird es mir noch leichter gelingen."

Seufzend verließ der alte Diener die Tochter des Lehrers, welche allein in der Laube zurückblieb und, den Kopf in die Hand gestützt, nachsann. Sie fühlte jetzt wirklich etwas Mitleid mit Meinhof, aber ihre energische Natur wehrte sich gegen dasselbe. Er nannte die Frauen schwach, sie sollte er stark finden! Nein, er verdient kein Mitleid, sondern Strafe, und die sollte ihm zu Theil werden, ohne Erbarmen.

Xaver war indeß nach Hause zurückgekehrt, vermied es jedoch, seinem Herrn zu begegnen. Endlich zog Meinhof die Klingel, und dem treuen Alten blieb Nichts übrig, als derselben Folge zu leisten.

„Nun," fragte Meinhof, „was hast Du erfahren?"

„Nichts Gutes, gnädiger Herr," erwiderte Xaver. „Wenn Ihnen das Mädchen gefällt —"

„Was fällt Dir ein?" unterbrach ihn Meinhof, „komme mir nicht mit solchem Unsinn."

„Also nur angenommen, sie gefiele Ihnen," fuhr Xaver fort, „so muß ich Ihnen empfehlen, recht vorsichtig zu sein, denn wie mir Leute mitgetheilt haben, welche Fräulein Terka genau kennen, so haßt sie die Männer, ebenso wie Sie die Frauen verabscheuen. Gegen Sie aber, gnädiger Herr, hat sie eine ganz besondere Antipathie. Sie soll empört sein darüber, daß Sie so schlecht von ihrem Geschlechte denken, und wer weiß, ob sie nicht an Ihnen dafür Rache nehmen wird. Es ist kein gewöhnliches Mädchen, Herr Baron, sondern ein

Wesen voll Ernst und Energie. Die ist nicht schwach, wie Sie von den Frauen im Allgemeinen meinen, ich glaube, man muß von guten Eltern sein, um mit der fertig zu werden."

„Gut," sagte Meinhof und nickte mit dem Kopf, das war das Zeichen, daß Xaver entlassen war. Er verschwand hinter der Portière und ging leise die Treppe hinunter.

Wie wird das enden, dachte er, hier ist der Anfang einer neuen romantischen Geschichte. Gleichgiltig können die Beiden nicht mehr nebeneinander einhergehen. Entweder es giebt eines Tages eine große Freude für mich, oder wieder einen großen Kummer, wenn nicht ein Unglück.

* * *

Terka hatte schon lange versprochen, ihre Schulfreundin Ottilie einmal in Prag zu besuchen. So fuhr sie denn eines Tages mit dem Schiff in die Stadt, stieg auf dem Quai aus und überraschte Ottilie Nachmittags, als sie eben damit beschäftigt

war, ihre Costüme für eine neue Rolle vorzubereiten. Nachdem die Freundinnen sich herzlich begrüßt hatten, blickte Terka neugierig und erstaunt um sich, die ganze große Stube war voll von allem möglichen Putz und Tand. Ueberall hingen prächtige Roben in Seide und Sammet, Mieder, Ueberwürfe, Mäntel, der ganze Teppich war mit offenen Schachteln bedeckt, aus denen hier Pantoffel und Schuhe, dort Spitzen und Goldborten, Bänder, Fächer und hundert andere Dinge, die zu dem Staat einer Bühnenprinzessin gehören, hervorblickten.

„Nun sieh Dich einmal satt, Terka," rief Ottilie heiter. „Am Ende bekommst Du auch noch Lust, zur Bühne zu gehen."

„Um der schönen Kleider willen?" entgegnete Terka lächelnd, „das wäre allerdings ein recht modernes Motiv. Es soll ja heute üblich sein, daß junge Damen sich nur der Bühne widmen, um noch mehr Bewunderer ihrer Reize zu finden, aber ich finde dies nicht nach meinem Geschmack. Die Kunst scheint mir doch zu ernst und zu heilig,

als daß man sie durch derlei Dinge entweihen dürfte."

„Du bist eben noch sehr naiv, Terka," unterbrach sie Ottilie, „es ist überall in der Welt viel Humbug dabei, in der Kunst ebenso wie in der vornehmen Gesellschaft oder in der Politik. Wenn Du so mitten drin leben würdest wie ich, Du würdest bald über die Menschen anders urtheilen."

„Wer weiß," sagte Terka, „ich denke schon jetzt nicht allzu günstig von meinen Schicksalsgenossen auf diesem Planeten. Vielleicht würde die Grundfarbe meines Denkens, die jetzt grau ist, sich dann in's tiefste Schwarz verwandeln."

„Oh! wie philosophisch Du sprichst," sprach Ottilie lächelnd. „Du hast am Ende zu viel Schopenhauer gelesen, nicht?"

„Lassen wir das," sagte Terka, „ich bin nicht gekommen, um mit Dir zu debattiren, sondern um einmal heiter zu sein, um mich an Deinen Triumphen zu freuen und an dem Glanz, der Dich umgiebt. Zeig' mir doch einmal Deine Kleider."

„Was willst Du sehen?“ fragte Ottilie.

„Alles wird mich interessiren, ich habe in dieser Art fast noch Nichts gesehen, außer hie und da auf der Bühne, aber niemals in der Nähe.“

„Weißt Du was?“ rief Ottilie, „ich werde Dich einmal nach meiner Idee anziehen. Ich bilde mir nämlich ein, daß Du gar nicht so häßlich bist, als Du Dir immer einbildest. Auf der Bühne z. B. — dessen bin ich gewiß, wirst Du sehr gut aussehen, Dir fehlt nur die richtige Toilette. Auf dem Dorfe freilich kannst Du nicht so herumgehen, wie es Deine Art seltsamer Schönheit verlangen würde.“

„Nun bin ich gar schön!“ rief Terka.

„Ja, für mich bist Du es. Was ist schön? Das, was gefällt, was reizt, und Du gefällst, und ich glaube, daß Du mehr Reize besitzest, als eine strenge griechische Schönheit, die man bewundert, um schließlich kalt an ihr vorüberzugehen. Warte, ich habe gleich ein Costüm für Dich, in dem Du wunderbar aussehen wirst.“

„Und das wäre?“ fragte Terka.

„Das Costüm einer Sultanin, nach einem Gemälde von Vanloo, das ich als Adrienne Lecouvreur trage. Im ersten Act erscheint Adrienne Lecouvreur im Foyer des Théâtre français in diesem Costüm, denn sie spielt eben eine ähnliche Rolle, ich glaube, in Bajazet, das ist die Scene, weißt Du, wo sie Moritz von Sachsen das reizende Gedicht von den beiden Tauben vorliest. Komm, Du sollst sehen, wie gut Dich das kleiden wird."

Ottilie holte das Costüm aus dem großen Schrank und Terka ließ sich wie eine große Puppe ruhig von ihr aus- und ankleiden. Sie zog ihr knieend die Schuhe aus und die rothen, goldgestickten türkischen Pantoffel an, dann die weiten Beinkleider aus weißer Seide, den kurzen Rock und das Mieder aus demselben Stoff. Alles mit Seidenfranzen besetzt und mit Perlen benäht. Dann reichte sie ihr den Kaftan von gelber Seide mit dunklem Pelzwerk besetzt, in den Terka lächelnd mit zwei graziösen Bewegungen schlüpfte. Nachdem sie ihr noch einen Reiherbusch im dunklen Haar befestigt

hatte, von dem ein dichter Schleier über ihren Rücken bis zu den Sohlen herabwallte, hieß sie Terka vor den großen Ankleidespiegel treten.

„Wie gefällst Du Dir?“ fragte Ottilie.

Terka stand mehr und mehr erröthend da. Dann zog ein leises Lächeln über ihr pikantes, melancholisches Gesicht, und endlich, den Kopf über die Schulter zu Ottilie gewendet, sprach sie:

„Nicht übel, ich glaube, ich bin fast hübsch in diesen Kleidern.“

„Hübsch?“ rief Ottilie. „Gefährlich bist Du, Terka, Du siehst geradezu berauschend aus. Wenn Dich ein Mann so sieht, ist er verloren. Du gehörst nicht zu den Frauen, die die Männer umschmeicheln gleich kleinen Kätzchen, Du reißt ihnen gleich mit einem Male das Herz aus dem Leibe, gleich einer Tigerin, und dann gehört es Dir für alle Zeiten.“

„Schade, daß Du nicht ein Mann bist,“ entgegnete Terka, „dann hätte ich allerdings auf der Stelle einen glühenden Anbeter.“

„Du hast Recht," sagte Ottilie, „soll ich Dir eine Liebeserklärung machen?" Sie kniete vor Terka nieder und begann mit komischem Pathos verschiedene Verse aus der Rolle des Mortimer zu declamiren.

„Genug, genug," unterbrach sie Terka, „Du machst mich noch ganz toll. Wenn ich Anlage hätte zur Eitelkeit, hier bei Dir könnte ich gründlich verdorben werden."

Ruhig legte Terka den prächtigen Kaftan ab und begann sich dann auszukleiden.

„Nun wollen wir noch ein anderes Costüm versuchen," sagte Ottilie. „Wenn es Dir Spaß macht."

„Ich bin gern bereit. — Warum nicht! Ich habe doch so wenig Gelegenheit, mich zu putzen."

Ottilie holte hierauf das Costüm der Preciosa und half Terka dasselbe anziehen. Die Wirkung war, wenn nicht so blendend, doch eine ebenso überraschende, und nicht minder gut nahm sie sich in dem biblischen Costüm aus, in welchem Ottilie die Judith in Hebbels Tragödie zu spielen pflegte.

Als Terka sich wieder in die bescheidene Tochter des Dorfschulmeisters verwandelt hatte, und die beiden Mädchen beim Kaffee beisammen saßen, schüttelte Ottilie immer wieder den Kopf und lächelte vor sich hin.

„Was hast Du?“ fragte Terka.

„Ich werde den Gedanken nicht los,“ erwiderte Ottilie, „wie viel reizender Du bist, als die schönen Frauen, zum Beispiel als ich. Denn ich gelte als schön und bin es auch wohl. Aber ich glaube nicht, daß ich auf einen Mann den Eindruck machen könnte, wie Du, und zugleich denke ich an diesen Weiberfeind in Kostitz. Weißt Du, daß Du ihn bekehren könntest, Terka, wenn Du wolltest?“

„Ich? Ich denke nicht daran.“

„Aber ich wette, daß er sich in Dich verlieben würde.“

„Wenn Du wahr sprächst, so würde mich das freuen, aber nicht, weil ich ihn bekehren, sondern weil ich ihn strafen will. Ich kenne mich selbst

nicht seit einigen Tagen, ich bin so seltsam erregt, ich fühle eine Art Haß gegen diesen Menschen. Er beunruhigt mich, er stört mich in meinem stillen friedlichen Leben. Ich muß irgend etwas thun, um mit ihm fertig zu werden, im Guten oder Bösen."

„Glück zu!" rief Ottilie, „wir wollen eine Wette eingehen. Ich werde Alles aufbieten, um diesen Wütherich kennen zu lernen, und dann wollen wir Beide versuchen, ihm seine Grillen auszutreiben. Willst Du wetten, daß er mich sehr schön finden wird, und daß er sich schließlich in Dich verlieben wird?"

„Abgemacht," entgegnete Terka, „wir haben dann wenigstens die Aussicht, uns in der nächsten Zeit nicht zu langweilen."

„Ich komme nächstens zu Dir," sagte Ottilie, „und dann wollen wir sehen, daß wir die Bekanntschaft des gefährlichen Mannes machen; ich bringe das schon zu Stande, verlaß Dich nur auf mich."

Als Terka ihre Freundin verließ, traf sie auf

der Straße Konrad Geier. Er grüßte sie, blieb stehen und fragte artig, ob er sie begleiten dürfe.

„Warum nicht?“ erwiderte Terka, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ich habe nichts dagegen, aber ich muß mich beeilen, denn ich will mit dem nächsten Schiffe nach Hause zurück.“

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, mein Fräulein,“ gab Geier zur Antwort.

Sie gingen nun zusammen durch die Straßen der Altstadt dem Quai zu.

„Sie haben wohl Ihre Freundin, Fräulein Seeberg, besucht?“ bemerkte Geier.

„So ist es,“ sagte Terka, „ich war ihr ja diesen Besuch schon lange schuldig, und dann hat es mich interessirt, einmal eine Schauspielerin in ihrem Heim zu sehen. Sie wissen ja, daß wir Schulfreundinnen sind und daß Ottilie sich dann später der Bühne zugewendet hat. Ich hatte sie einige Zeit ganz aus den Augen verloren, dann bekam sie ein Engagement in Prag, und so wurden die alten Beziehungen erneuert. Ich glaube, daß

wir uns gegenseitig gefallen, weil wir Contraste sind. Mich zieht ihr vornehmes Wesen an, der Nimbus, der Glanz, der sie umgiebt, während sie an meiner ländlichen Einfachheit Geschmack zu finden scheint."

„Sie unterschätzen sich, Fräulein Terka," erwiderte Geier, „Sie scheinen überhaupt gar nicht zu ahnen, welchen Zauber Sie auf Jeden ausüben, der in Ihre Nähe kommt?"

„Da haben Sie einmal Recht, Herr Geier," sagte Terka lächelnd. „Ich ahne nur eines, nämlich, daß Sie ein Schmetterling sind, der sich an dem kleinen anspruchslosen Licht, Terka genannt, die Flügel zu verbrennen im Begriffe steht. Ich warne Sie bei Zeiten."

„Sie können mir doch nicht verbieten, mich für Sie zu interessiren?"

„Gewiß nicht, aber Sie schwärmen, und das geht zu weit."

„Sie müssen doch eines Tages daran denken, sich zu verheirathen, Fräulein Terka!" fuhr Geier

fort, „und wie ich Sie kenne, sind Sie nicht das Mädchen, einen Mann zu nehmen, den Sie nicht lieben und von dem sie nicht überzeugt sind, daß er Ihnen sein ganzes Herz giebt, — weshalb finden Sie es also so komisch, wenn man Ihre Vorzüge erkennt und warm für Sie empfindet? Das ist doch ganz in der Ordnung?"

„Mag sein, bei anderen Mädchen," sagte Terka, „aber ich glaube nicht, daß ich jemals einem Manne meine Hand reichen werde. Ich bin zu selbständig, Herr Konrad, und die Ehe ist ein Joch."

Geier schwieg hierauf, und sie erreichten den Quai, ohne weiter ein Wort zu wechseln. Erst als Terka im Begriffe war, auf das Schiff hinüber zu gehen, und Geier respectvoll von ihr Abschied nahm, fragte sie ihn, ob er bald wieder nach Hause zu seinem Vater kommen werde.

„Das ist nicht recht, Terka," sagte er jetzt. „Erst verspotten Sie mich, und dann fordern Sie mich förmlich auf, zu kommen."

„Ich weiß nicht,“ sagte Terka, „vielleicht bin ich herzlos. Aber es macht mir Vergnügen, wenn ein Mann für mich schwärmt und ich ruhig dabei bleibe, genau so, wie wenn ich einen Schmetterling, den mein Vater gefangen hat, an die Nadel stecke und ihn an derselben zappeln sehe. Vielleicht ist es nur, weil ich häßlich bin und es lächerlich finde, wenn man mir den Hof macht.“

„Darauf werde ich Ihnen ein anderes Mal antworten,“ sprach Konrad und nahm den Hut ab. Terka nickte ihm freundlich zu, ging hinüber auf das Schiff, und als dasselbe sich in Bewegung setzte, winkte sie ihm noch spöttisch mit dem Taschentuch zu.

Es war indeß Abend geworden. Terka saß auf dem Verdeck und sah mit ruhiger Freude die prächtigen Paläste, die Kirchen und Thürme der alten Stadt, das goldene Prag, zu beiden Seiten der Moldau an sich vorüber ziehen, dann den stolzen Wischehrad, die Schlote von Smichow, und endlich die bewaldeten Hügel, die sich gegen Königsaal hin=

ziehen und über denen die silberne Mondsichel im blauen Aether schwebte.

Nachdem sie gelandet war, ging sie langsam durch die Felder dem Dorfe zu, in dem sie wohnte. In einem kleinen Hain unweit desselben setzte sie sich nieder. Sie wollte noch einmal ruhig den Frieden des Abends und der Natur genießen, der um sie war. Und sie lagen jetzt weithin ausgestreckt, die Stoppelfelder, weiter hinaus der Wald, die freundlichen Hügelketten, in der Ferne der rauschende Fluß, die Thürme der Stadt.

Plötzlich lief ein Thier vorbei, das sie erst für einen Hund hielt und dann, als es am Ausgange des kleinen Hains stehen blieb und in die Gegend hinauslugte, als einen Fuchs erkannte. Gespannt folgte sie dem Thiere mit den Blicken. Sie dachte, daß es wohl auf eine Beute lauerte, und sich im nächsten Augenblick derselben bemächtigen werde.

Da fiel ein Schuß, und der Fuchs verschwand im hohen Grase. Terka sprang auf und lief der Stelle zu, wo er liegen mußte. Wirklich fand sie

ihn, hob ihn bei den Hinterbeinen auf, und zu gleicher Zeit sah sie Meinhof herankommen, die Flinte im Arm. Sie ging ihm entgegen, und als er nahe genug war und den Hut abnahm, um sie zu grüßen, reichte sie ihm lächelnd den erlegten Fuchs.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein,“ sprach Meinhof, „womit muß ich diesmal mich Ihnen erkenntlich zeigen? Soll ich mich wieder wie damals, als Sie mich bei der Ernte banden, loskaufen?“

„Nein, diesmal nicht,“ erwiderte Terka trotzig.

„Warum nicht?“

„Damals,“ erwiderte Terka, „war es eine Strafe für Sie, den Verächter der Frauen, heute wäre es etwas ganz Anderes.“

„Wie?“

„Vielleicht ein Lohn.“

Meinhof sah sie erstaunt an, und dann faßte er rasch ihre Hand.

„Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt,“ fuhr er fort, „und lachen Sie über mich, wenn es

Ihnen beliebt. Ich bitte Sie aber, geben Sie mir auch diesmal einen Kuß."

Terka begann laut zu lachen. „Sie sind nicht gescheidt, Herr von Meinhof, man küßt sich doch nicht alle Tage? Was ich damals im Uebermuthe gethan habe, kann doch nicht zur Regel werden."

„Nur einmal noch," bat Meinhof. „Sie haben mich damals behext, und nun ist es nicht meine Schuld, wenn ich kühner werde, als es sonst meine Art ist. Ich bitte Sie, Terka, nochmals, küssen Sie mich!"

„Ich glaube, Sie sind verrückt!" rief Terka und als er sie umschlang, wehrte sie sich heftig. Ihr Gesicht bekam während dieses kurzen Kampfes einen eigenthümlich energischen, harten Ausdruck. Sie biß die Zähne zusammen, und ein wildes Lächeln überflog ihr leicht gebräuntes Gesicht. Endlich gelang es ihr, sich loszumachen, und sie floh in leichten Sätzen einem Reh gleich durch den Hain und die Felder dem Dorfe zu.

Meinhof blickte ihr eine Zeit lang nach, dann hob er seufzend den Fuchs auf, band ihn an den Riemen seiner Jagdtasche, so daß er ihm über den Rücken herabfiel, hing die Büchse um, und ging langsam, den Kopf gesenkt, seinem Schlosse zu.

*   *
*

Wieder kam eines Morgens der alte Xaver zu Terka, gerade als sie im Garten damit beschäftigt war, Gemüse für den Mittagstisch zu holen.

Sie stand da, kurz geschürzt, mit bloßen Armen, ein weißes Tuch um den Kopf, das Messer in der Hand, und begrüßte ihn mit einem schalkhaften Lächeln.

„Nun, Herr Xaver, was bringen Sie Gutes?“ fragte sie.

„Schlimmes, mein liebes Fräulein, ich bin recht besorgt um meinen Herrn.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf? Sollte er wirklich so thöricht sein, sich in ein häßliches Mädchen zu vernarren? Dann geschieht es ihm

ganz recht, wenn er einmal an die Unrechte kommt. Er soll erfahren, daß es auch Mädchen giebt, die nicht schwach sind und nicht falsch, sondern stark und ehrlich bis zur Härte. Mich wird er so leicht nicht rühren."

„Erlauben Sie, daß ich mich setze," sagte der alte Diener und ließ sich auf der kleinen Bank nieder, welche in der Nähe des Gemüsebeetes vor dem Rebenspalier stand. „Es ist mir förmlich in die Glieder geschlagen, man wird den Kummer nicht mehr los. Da habe ich mir eingebildet, wenn wir hier sind, von der lieben Menschenwelt ganz abgeschlossen, wird Alles gut gehen, und nun fängt die Komödie von vorne an. Warum mußten Sie auch mit Ihren dunklen Augen meinem Herrn in den Weg kommen? Es ist, als wäre er krank, sag' ich Ihnen."

Terka zuckte die Achseln und begann laut zu lachen.

„Lachen Sie nicht, die Sache ist nur zu ernst," fuhr Xaver fort. „Nachts, wo er sonst ruhig in

seinem Arbeitscabinet saß und las oder sich mit seinen Schmetterlingen und Käfern beschäftigte, geht er hinaus in den Wald, wie ein junger Mensch, der Gedichte macht und sie dann in Goldschnitt binden läßt. Dort bei dem kleinen Teich, Sie kennen ihn wohl, sitzt er dann stundenlang im Mondlicht und träumt, von wem, brauche ich Ihnen natürlich nicht zu sagen."

„Von mir natürlich," warf Terka spöttisch ein, „das ist doch gar nicht traurig, das ist lustig! Ein Mann wie Ihr Baron, der immer nur die schönsten Frauen geliebt hat, Damen aus den höchsten Ständen, und nun — die Tochter eines Schulmeisters, häßlich wie die Nacht! — Das ist doch einfach zum Todtlachen."

„Nein, nein," entgegnete Xaver, „ich fürchte geradezu für sein Leben."

„Pah," rief Terka, „es ist noch Niemand daran gestorben, daß ihn ein junges Mädchen geküßt hat."

„Doch zu Zeiten," sprach der Alte, „zum Beispiel ein gewisser Herr von Werther, wie ich

einmal in einem Buche gelesen habe, das der Herr im Garten liegen ließ, der hat sich sogar vollständig todtgeschossen. Was mir so bange macht, ist, daß mein Herr gestern Abend zu mir gesagt hat, — als er aus dem Walde zurückkehrte, — Xaver, hat er gesagt, wenn ich so an dem Wasser sitze und blicke hinein, da ist es mir, als langten ein paar weiche Arme heraus, die mich hineinziehen, — hören Sie, Fräulein Terka, es zieht ihn hinein in das Wasser — und dann fügte er hinzu, wenn ich einmal nicht zurückkomme, weißt Du, wo Du mich zu suchen hast."

Der Alte hielt die Hand vor die Augen und wischte sich die Thränen ab.

„Wer wird denn gleich die Dinge so ernst nehmen," tröstete ihn Terka, indem sie die braune Hand auf seine Schulter legte. „Beruhigen Sie sich, mein lieber Xaver, es wird noch Alles gut werden."

„Wenn Sie es sagen, dann freilich," versetzte der Alte, indem er Terka erstaunt ansah.

„Soll ich Ihren Herrn kuriren?“ fuhr Terka fort. „Ich glaube, ich wäre der richtige Arzt für ihn.“ —

„Das glaube ich auch,“ sagte Xaver, „wenn Sie nur wollten, Fräulein Terka, aber das ist es ja eben —“

„Nun, wir werden ja sehen,“ sprach sie, indem sie den Korb mit dem Gemüse aufnahm. „Also bei dem Teich im Walde drüben ist er jeden Abend?“

„Ja, sobald der Mond aufgegangen ist.“

Terka nickte mit dem Kopfe nnd reichte dann Xaver die Hand.

„Gott befohlen!“ sprach sie, „ich habe jetzt zu thun, wenn Sie aber ein anderes Mal kommen wollen, gegen Abend, wollen wir über die Sache sprechen.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Terka,“ antwortete Xaver, „Sie haben mir das Leb:n zurückgegeben, ich kann jetzt wenigstens leichten Herzens nach Hause zurückkehren.“ — —

Als der Mond aufgegangen war, ging Meinhof durch den Wald, dem kleinen Teiche zu, an dem er fast jeden Abend weilte. Noch war es dunkel, nur hie und da rieselte das Mondsilber an den Zweigen, an den rothen Stämmen herab. Bald theilten sich jedoch die grünen Wände, und jetzt lag der kleine Teich da, von grünem Schilf bewachsen, aus dem hohe Wasserlilien hervorragten und Seerosen.

Der Mond ergoß hier sein Licht aus voller Höhe über Bäume und Wasser und hüllte Alles in einen milden bläulichen Duft. Am Ufer des Teiches lag eine kleine Höhe, vielleicht ein vergessenes Grab, aus einer der vielen Schlachten, die hier in der Nähe der Hauptstadt Böhmens gekämpft worden waren. Hier warf sich Meinhof in das Gras und die Büchse neben sich. So lag er lange in traurigem Hinbrüten. Seine Gedanken schweiften bald zurück in vergangene Zeiten, in weite Ferne, oder sie schwebten um das kleine mit Reben umrankte Haus im nahen Dorfe, in dem sie wohnte,

welche seine Seele gefangen genommen hatte wie durch einen Zauberspruch.

Plötzlich ließ sich ein helles, muthwilliges Lachen vernehmen. Meinhof richtete sich auf und erblickte Terka, welche auf einem Kahn durch den grünen Garten, der auf dem Spiegel des Teiches erbaut war, dahinschwamm. Sie hatte ihr Kleid von oben bis unten mit grünem Schilf und Seerosen aufgeputzt und Seerosen in ihr Haar geflochten. In der rechten Hand hielt sie eine große Lilie, welche im Mondesglanz einem Scepter gleich schimmerte. Meinhof konnte nur über das Schilf hinweg ihren Kopf und ihre Büste sehen, und wie sie ihm jetzt zulachte und mit der Lilie winkte, schien sie ihm eine Nixe, dem Wasser entstiegen, um ihn hinabzulocken in das feuchte Element, in ihren durchsichtigen Palast.

„Terka!“ rief er hinüber.

Sie antwortete ihm mit einem hellen Lachen. Dann sah er sie mitten durch den stillen Nebel auf die kleine Insel zusteuern, welche nahe dem anderen

Ufer des Teiches lag und hier landen. Drüben für ihn unerreichbar, saß sie jetzt auf einer kleinen Anhöhe mitten unter Gräsern und Blumen und sang ein schwermüthiges böhmisches Lied, dessen Melodie wie Geistergruß zu ihm herüberschwebte.

Meinhof ging hinab an das Ufer so nahe zum Wasser, daß es fast seinen Fuß bespülte und rief nochmals: „Terka!“ und als sie ihm keine Antwort gab, fuhr er fort: „Terka, ich bitte Sie, kommen Sie herüber, ich muß Sie sprechen, ich habe Ihnen so viel zu sagen, was mir auf dem Herzen brennt. Die Stunde ist günstig, ein anderes Mal finde ich vielleicht nicht den Muth oder nicht die richtigen Worte.“

„Ich bin nicht Terka,“ klang es herüber, „ich bin eine Nixe. Wenn ich komme, dann lock' ich Sie hinab in das Wasser und erwürge Sie mit meinem schwarzen Haar. Danken Sie Gott, wenn Sie Ihre Seele vor mir retten können, fordern Sie mich nicht heraus.“

„Kommen Sie, ich beschwöre Sie," flehte Meinhof. „Sie wollen sich an mir rächen? Gut, kommen Sie, ich will Ihnen Gelegenheit dazu geben."

„Wenn ich Sie haben will, werde ich Sie zu finden wissen, verlassen Sie sich darauf, heute bin ich nicht in der Laune, Ihnen Gehör zu schenken, nicht einmal in der Laune, Sie zu strafen."

„Und doch quälen Sie mich, Terka! Weshalb? Was habe ich Ihnen gethan?"

„Alles — und Nichts."

„Sie haben ein Herz von Stein."

Wieder tönte Terkas helles Lachen herüber.

„Ich bitte Sie, kommen Sie doch, lassen Sie mich nicht vergebens flehen!"

„Sie sind komisch, Herr von Meinhof," tönte es zurück.

Meinhof warf sich an dem Ufer auf die Knie nieder und rief nochmals ihren Namen. Sie aber antwortete nur mit einem lauten, diabolischen Lachen, und dann mit der rechten Hand winkend,

verschwand sie in dem Dickicht der Insel. Meinhof hob rasch seine Flinte auf, warf sie über die Schulter und ging eilig dem anderen Ufer zu, dort war sie offenbar gelandet, dort mußte er sie finden. Doch er täuschte sich: als er auf der entgegengesetzten Seite der kleinen Insel stand, war keine Spur von Terka zu entdecken. Der Kahn lag da, an einen kleinen Birkenbaum angehängt, und schaukelte leise auf dem Wasser, das wehmüthig um denselben plätscherte und gurgelte.

Auch im Walde ringsum war nirgends eine Spur von Terka zu entdecken. Er rief wiederholt ihren Namen, dann ging er dem Waldrande zu, überzeugt, daß er sie auf den Feldern entdecken müsse, dem Dorfe zuschreitend.

Doch seine Hoffnungen täuschten ihn auch diesmal. Die weite Ebene lag ruhig im Mondlicht da, und weithin war kein menschliches Wesen zu sehen. Nichts regte sich, kein Ton schwebte herüber, Alles war still und todt. Meinhof schritt nun auf dem Pfad zwischen den Stoppelfeldern

dahin, dem Dorfe zu, und dann in die Straße hinein, bis zu dem Hause des Lehrers. Auch hier war Alles still.

Die Fenster oben, im ersten Stock, wo Terkas Stube lag, waren dunkel, nur unten war Licht. Sachte trat Meinhof heran und blickte durch die Rebenzweige und das Weinlaub hinein in die Stube. Der alte Lehrer saß vor seinem Tisch. Er hatte ein großes Buch aufgeschlagen mit farbigen Kupfern und studirte dieselben eifrig, von Zeit zu Zeit in die Dose greifend, die neben ihm stand. Die beiden Kinder kauerten zusammen auf dem alten Sopha vor dem Tisch und waren gleichfalls mit einem alten zerrissenen Bilderbuch beschäftigt. Terka war nirgens zu entdecken. Hier ebenso wenig als in der Küche, als im Hofe oder im Garten.

Was war aus ihr geworden? Sie trieb sich vielleicht noch im Walde umher, oder sie war oben in ihrer Stube, ohne Licht, um den Eindruck hervorzurufen, als sei sie nicht daheim.

Schließlich gab Meinhof jede Hoffnung auf, sie zu finden, und ging verstimmt durch die Felder zurück.

* * *

Terka war draußen auf dem Felde, als die kleine Johanna gerannt kam und ihr von Weitem schon zurief:

„Herr von Meinhof ist da!“

„Bei uns?“ fragte Terka verwundert.

„Ja, er ist beim Vater, in der großen Stube. Sie sehen zusammen die Käfer und Schmetterlinge an.“

„Gut,“ sagte Terka, „gehe nach Hause, ich werde kommen, wenn ich fertig bin.“

Sie beeilte sich ganz und gar nicht. Erst, als sie ihre Arbeit auf dem mit allerhand Wintergemüsen bepflanzten Acker beendet hatte, ging sie langsam dem Hause ihres Vaters zu.

In der großen Stube saß wirklich Herr von Meinhof mit dem Lehrer Amos Benedikt vor dem großen Tische, der jetzt mit verschiedenen Käfer- und Schmetterlingskästen bedeckt war. Der Lehrer,

ein mittelgroßer, hagerer, etwas gebückter Mann, dessen schwarzes Haar schon stark ergraut war, glatt rasirt, mit schwarzen Augen, einer stumpfen Nase, mit einer Brille bewaffnet, war einerseits aufgeregt über den hohen Besuch, andererseits im Eifer des Sammlers, welcher einem gleichgesinnten Genossen seine Schätze zeigt. Er erklärte lebhaft und focht ab und zu mit den Händen wie ein Redner in einer Volksversammlung.

Draußen lag die goldige Stimmung eines schönen Herbstabends über dem Garten und der Landschaft, die sich hinter demselben ausbreitete. Die Trauben an dem Spalier hatten sich bereits dunkel gefärbt, die Blätter waren vergilbt und bedeckten massenhaft die Erde. Im nahen Felde blickten große Sonnenblumen über den grünen Zaun und riesige Maiskolben. Ueber dem fernen Wald lag ein leichter Schleier, der röthliche Schimmer des Weinmonats.

Meinhof fand besonders Gefallen an der Art und Weise, wie Benedikt die Pflanzen aufbewahrte.

Er hatte sie erst gepreßt und dann nicht gleich den anderen Sammlern in Bogen gelegt und zwischen Deckeln aufbewahrt, sondern auf einzelne Blätter geklebt, Namen und Fundort darunter geschrieben und sie dann in großen Kästen aus Pappe aufgeklebt, wodurch sich ihre Farben überraschend erhalten hatten. Noch mehr entzückt war der Schloßherr von Kostitz, als ihm der Lehrer die Petrefakten zeigte, welche er in dem nahen Steinbruch entdeckt und gesammelt hatte. Meinhof hatte sich vorläufig damit garnicht beschäftigt, aber jetzt, wo er die Entdeckung machte, daß die Umgegend eine so reiche fossile Fauna bot, erkundigte er sich näher nach allen Umständen und beschloß auch seinerseits mit dem Sammeln versteinerter Pflanzen und Thiere zu beginnen. Der Lehrer, der zahlreiche Exemplare derselben Spezien besaß, beeilte sich, Herrn von Meinhof Duplicate anzubieten und wies jede Entschädigung für dieselben zurück.

Während die beiden Naturforscher noch im lebhaften Gespräch waren, trat Terka ein. Sie

hatte sich nicht umgekleidet, sondern war so geblieben, wie sie auf dem Felde gearbeitet hatte, in einem kurzen blauen Bauernrock, einem schwarzen Tuchmieder, die Aermel des groben Hemdes aufgeschürzt, ein bunt carrirtes Tuch um das schwarze Haar geknüpft. Meinhof erhob sich, um sie zu begrüßen, und reichte ihr die Hand. Sie warf einen Blick auf die offenen Kästen und machte Miene sich zurückzuziehen.

„Wenn die Herren erst ihre Käfer und Schmetterlinge vor sich haben," sagte sie, „dann existirt die ganze Welt nicht mehr für sie und somit bin ich hier überflüssig."

„Nein, nein," rief Meinhof, „im Gegentheil, ich habe Ihrem Herrn Vater einen Vorschlag zu machen und würde sehr wünschen, daß auch Sie Ihre Meinung über denselben abgäben."

Terka stellte sich hierauf hinter den Stuhl, auf dem ihr Vater saß, und blickte, die Arme auf die Lehne gestützt, über Benedikts Schulter hinweg auf Meinhof, der sich wieder vor dem Tisch niedergelassen hatte.

„Ihr Vater war so freundlich, mir zu versprechen, daß er mich nach dem Steinbruch führen will, in dem er diesen Trilobiten entdeckt hat. Ich möchte nun vorschlagen, daß wir in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, sobald es Ihnen Allen genehm ist, zusammen einen weiteren Ausflug unternehmen, um zu sammeln und zu gleicher Zeit die Schönheiten der Natur zu genießen, jetzt, wo sie in der ersten Herbstzeit ihre vollen üppigen Reize zeigt.“

„Ich bin sehr gern dabei,“ sagte der Lehrer, „es kann mir nur eine Ehre sein, mit einem Herrn, der in allen Dingen so unterrichtet ist, wie Sie, Herr Baron, gemeinsam einen wissenschaftlichen Ausflug zu unternehmen. Ich habe da gewiß Gelegenheit, Manches zu hören und zu lernen, was mir von Nutzen sein wird.“

„Was denken Sie darüber, Fräulein Terka?“ fragte Meinhof.

„Soll ich mit?“ erwiderte sie trotzig mit einem spöttischen Blick. „Ich liebe auch die Natur, aber

eben deshalb hüte ich mich wohl, sie zu zergliedern. Eigentlich sind die Naturforscher Vandalen, welche die Schönheiten derselben verwüsten und zerstören."

„Ich glaube, Sie haben diesmal Unrecht, mein Fräulein," sagte Meinhof, „die Natur lieben, heißt ihr nachforschen, in ihre Tiefen hinabsteigen, und wie vermöchte man ihre Geheimnisse zu belauschen, wenn man nicht ihre Geschöpfe mit nach Hause trägt und dort untersucht und studirt."

„Mag sein," sagte Terka, „aber was soll ich bei diesem Ausflug?"

„Uns Freude machen," gab Meinhof zur Antwort. „Denn ich bin gewiß, daß Ihr Herr Vater ungleich mehr Vergnügen haben wird, wenn Sie mit uns gehen, als wenn er sich mit meiner Gesellschaft bescheiden muß, und auch ich würde Sie gern theilnehmen sehen."

„Wenn Sie es durchaus wünschen," sagte Terka achselzuckend, „so will ich meinetwegen daran theilnehmen. Sollen die Kleinen auch mit?"

„Natürlich," sagte Meinhof, „wir Alle. Wenn

Sie es gestatten, werde ich Sie morgen in aller Frühe abholen und zugleich bitte ich um die Erlaubniß, für alles Uebrige sorgen zu dürfen."

„Das geht doch nicht," antwortete Terka, „es ist unsere Sache, den Proviant, den wir nöthig haben, mitzunehmen."

„Nein, mein Fräulein, dagegen muß ich mich verwahren," sagte Meinhof. „Um so mehr, als ich die Absicht habe, jetzt öfter bei Ihnen einzusprechen, Sie haben ja dann Gelegenheit, mich zu bewirthen, wenn ich bei Ihnen bin."

„Also, wir nehmen an, Herr Baron," sagte der Lehrer, welcher darauf brannte, mit einem Gelehrten seines Faches in nähere Beziehungen zu treten und neugierig war, die Sammlungen Meinhofs kennen zu lernen.

„Abgemacht," sagte Meinhof und reichte dem Lehrer die Hand, in welche dieser freudig einschlug.

Am nächsten Morgen kam Meinhof, begleitet von Xaver, um den Lehrer und die Seinen zu dem Ausflug abzuholen. Terka kleidete eben die beiden

Kinder an, welche mit vor Freude erhitzten Gesichtern am Fenster erschienen, um Meinhof zu begrüßen. Der Lehrer eilte aus dem Hause, um den Baron willkommen zu heißen, welcher sich auf der Holzbank vor der Thür niedergelassen hatte und Xaver noch einige Befehle ertheilte. Bald erschien auch Terka im Sonntagsstaat einer böhmischen Bäuerin und ihr folgten die Kinder auf dem Fuße. Man setzte sich in Bewegung, voran der Lehrer mit Meinhof, dann Terka mit den Kindern, während Xaver, der mit verschiedenen Netzen und Büchsen beladen war, den Zug schloß. Man ging durch die Felder dem Walde zu.

Der Lehrer deutete auf die Nebel, welche aller Orten gleich Opferrauch zum Himmel stiegen. „Das verheißt uns anhaltend gutes Wetter und einen schönen Tag," sagte er.

Meinhold nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Unterwegs blieben die Herren von Zeit zu Zeit stehen, um eine Blume zu pflücken, welche in einer Botanisirbüchse untergebracht wurde, oder

einen Käfer zu fangen, der über den Weg lief, während die beiden Kinder, denen Xaver zwei Schmetterlingsnetze eingehändigt hatte, rechts und links ausschwärmten und auf jeden noch so werthlosen Kohlweißling Jagd machten.

Im Walde, den sie jetzt betraten, war es still und feierlich. Um diese Zeit hat das Summen der Insecten aufgehört, die Singvögel sind fortgezogen und die Meisen, die später den Forst mit ihrem bunten Gefieder und ihrem lustigen Pfeifen beleben, sind noch nicht da. Die Luft war warm, erfüllt von Duft, kein Wind regte sich, kein Blatt, kein Halm. Der Lehrer begann an einzelnen Bäumen, deren Rinde Spuren von Verwüstung an sich hatte, die geborstenen Theile abzuritzen und auf Käfer Jagd zu machen.

Meinhof wendete sich zu Terka, welche sich im Grase niedergelassen hatte und aus Blumen, die sie unterwegs gepflückt, einen Kranz wand.

„Wer ist der Glückliche,“ fragte Meinhof, „dem dieser Schmuck zu Theil wird?“

„Sie bekommen den Kranz nicht," erwiderte Terka kalt. „Sie haben ihn nicht verdient. Ueberhaupt, vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Feindin bin; der Augenblick wird kommen, wo ich Sie strafen werde, und empfindlicher als Sie denken."

„Sie haben mich bereits gestraft, Terka," sagte Meinhof leise.

„Oh! wie schön wäre es, wenn Sie wahr sprächen," erwiderte sie mit seltsam leuchtenden Augen.

Die Kinder hatten soeben einen prächtigen Falter erhascht, den sie in dem grünen Netze triumphirend brachten. Terka stand auf, griff vorsichtig hinein, zog das mit den Flügeln flatternde Thier geschickt heraus, nahm eine Nadel aus dem Kissen, das Wenzel umgehängt hatte, spießte den Schmetterling auf und steckte ihn an den Hut des Knaben.

Während dies geschah, war es Meinhof gar seltsam zu Muthe. Es schien ihm, als sei er selbst der Schmetterling in Terkas Hand, und er fühlte

die Nadel, mit der sie dem Unglücklichen Freiheit und Leben nahm.

Nach einem längeren Marsche erreichte die ganze Gesellschaft glücklich den Steinbruch, in dem zahlreiche Arbeiter beschäftigt waren. Einige von ihnen, die schon manches hübsche Stück Geld bei dem Lehrer verdient hatten, erkannten diesen von Weitem schon und grüßten ihn. Einer von ihnen legte den schweren Hammer hin und ging zu einem Stoß aufgeschichteter Steine, aus dem er ein blaues Taschentuch hervorzog, in das er eine Anzahl Trilobiten und andere Versteinerungen gewickelt hatte. Sofort traten Meinhof und der Lehrer hinzu und wählten unter den Schätzen, was ihnen paßte. Nun kamen auch andere von den Arbeitern herbei, und der Lehrer theilte ihnen mit, daß Herr von Meinhof sich gleichfalls für die versteinerten Thiere und Pflanzen interessire, und forderte sie auf, auch ihm bei Gelegenheit von den gefundenen Petrefakten zu bringen.

Die Sonne warf ihre Strahlen mit aller Kraft, die ihr noch zu Gebote stand, an die hohe

Felswand, auf der hundert Hände beschäftigt waren, Steine zu brechen, so daß die Wand wie glühend mitten zwischen grünen Laubbäumen und schwarzem Nadelholz stand. Ueberall hingen Menschen an derselben und von allen Seiten erklangen die schweren Hammerschläge.

Unten zwischen niederen Büschen rieselte ein Quell. Hier hatte sich Terka gelagert. Der Kranz, den sie gefunden, schmückte jetzt ihren pikanten, von den schwarzen Flechten reich gekrönten Kopf, während sie eine Guirlande von Blumen von der Schulter herab um ihre Taille geschlungen hatte. Wieder näherte sich ihr Meinhof und fragte sie, ob er an ihrer Seite Platz nehmen dürfe.

„Warum nicht?“ sagte Terka. „Ich glaube fast, Sie bilden sich ein, daß ich Sie fliehe, Herr von Meinhof? Das ist gar nicht der Fall. Ich wünsche sogar, Sie in meiner Nähe zu sehen, damit ich Sie um so leichter behexen kann.“

„Sie wissen also, daß die Natur Ihnen Macht über mich gegeben hat?“ sagte Meinhof.

„Ja, das weiß ich," erwiderte Terka. „Ich finde es zwar lächerlich, daß ein Mädchen wie ich im Stande ist, auch nur Ihre Aufmerksamkeit zu erregen, da es aber der Fall ist, und da Sie heute bereits in meinem Banne stehen, so freue ich mich dessen, ja, ich brenne vor Ungeduld, den Tag zu sehen, der meinen Triumph vollständig machen wird."

„Er ist näher, als Sie vielleicht denken, Terka."

„Um so besser für mich und um so schlimmer für Sie."

„Wir wollen nun aufbrechen," sagte der Lehrer, „ich weiß einen schönen Platz hier in der Nähe, höchstens zehn Minuten entfernt, eine reizende Waldwiese, dort wollen wir unser Frühstück einnehmen, wenn es Ihnen genehm ist, Herr Baron."

„Gewiß," sagte Meinhof, „ich habe meine Leute hierher bestellt und begreife nicht, daß sie noch nicht da sind."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da kamen zwei seiner Diener mit einem kleinen Esel, der mit allerhand Körben beladen war.

Nun wurde der Marsch bis zur kleinen Waldwiese fortgesetzt, welche wirklich der Empfehlung des Lehrers alle Ehre machte. Von hohen Bäumen umgeben, lag sie wie ein großer, leuchtender Smaragd da, im Schmuck ihres üppigen, grünen Grases. Man lagerte sich ringsum im Schatten der Bäume, die Vorräthe wurden ausgepackt, und Terka machte, von Meinhof dazu aufgefordert, die Wirthin.

Als sie ihm ein Glas Wein brachte, nahm er es nicht ohne Weiteres aus ihrer Hand, sondern forderte sie auf, ihm dasselbe zu credenzen.

„Geben Sie Acht," sagte Terka, „meine Lippen werden Ihnen den Wein vergiften."

„Sie haben mich bereits vergiftet," erwiderte Meinhof.

Terka nippte aus dem Glase und reichte es Meinhof, der seine Lippen an dieselbe Stelle setzte, welche sie berührt hatte.

Nachdem das Dejeuner beendet war, brach man wieder auf und zog in den Wald in einem weiten Bogen, immerfort Blumen und Kräuter

sammelnd. Auf einem hohen Hügel lag der Trümmerhaufen einer alten Ritterburg. Diesen Platz hatte sich Meinhof ausersehen, um Mittagsruhe zu halten. Mitten in dem kühlen Gemäuer eines verfallenen Thurmes wurde durch die Diener rasch eine Tafel improvisirt, und bald saßen Alle um dieselbe und ließen es sich wohl schmecken. Dann suchte sich ein Jeder ein Plätzchen aus, um Siesta zu halten, denn es war warm geworden, und die Kinder vor Allem beklagten sich über große Müdigkeit. Bald schlummerte Alles ringsum, nur Terka und Meinhof waren wach geblieben.

Sie saß hoch oben auf einem Trümmerhaufen, von dem aus sie über die Wipfel der Bäume hinweg das breite Silberband der Moldau sahen und die Thürme des Wischehrad. Meinhof lag zu ihren Füßen in dem weichen duftenden Grase, und Beide schwiegen geraume Zeit. Dann wendete sich Terka plötzlich zu Meinhof und indem sie ihm mit einem Zweige, den sie abgerissen hatte und mit dem sie sich Luft zufächelte, neckend die Stirn berührte,

forderte sie ihn auf, ihr von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen im Orient zu erzählen. Meinhof war sofort bereit, ihrem Wunsch zu entsprechen, und sie lauschte immer aufmerksamer, immer gespannter seinen Worten. Er verstand es, gut und lebendig zu erzählen; die Landschaften, die Menschen, die Städte, von denen er sprach, die fremden Sitten wurden in seiner Rede gleichsam lebendig und bekamen Gestalt und Farbe.

Endlich mahnte der Lehrer zum Aufbruch und man setzte sich wieder in Bewegung. Meinhof reichte Terka die Hand, um sie von der Höhe herabzuführen. Sie nahm es schweigend an, und während sie hinabstiegen, sagte sie plötzlich:

„Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung. Wie gern hätte ich diese Reise mit Ihnen gemacht."

„Wirklich?" fragte Meinhof.

„Ja — warum nicht? Oder trauen Sie mir nicht so viel Muth und Energie zu?"

„O gewiß," sagte Meinhof, „es giebt Nichts in der Welt, was ich Ihnen nicht zutrauen würde."

„Nichts Gutes und nichts Böses, nicht wahr?“ warf Terka lachend ein.

Die Sonne war eben untergegangen, als Alle zusammen, etwas müde und erhitzt, aber in der besten Stimmung von ihrer Excursion zurückkehrten. Zu ihrer Ueberraschung fanden sie Ottilie, welche sie erwartete und in ihrem hellen Sommerkleide auf der Bank vor dem Hause sitzend, sich damit die Zeit vertrieb, die Hühner und Tauben mit Semmelbrocken zu füttern. Sie eilte ihnen entgegen, und nachdem Terka sie und Meinhof einander vorgestellt hatte, gingen Alle zusammen in das Haus hinein. Terka bereitete rasch einen guten kräftigen Kaffee, während die kleine Johanna den Tisch deckte, und dann saßen Alle in der großen Stube und sprachen eifrig dem duftigen Getränke und dem trefflichen Kuchen Terkas zu.

Meinhof saß einige Zeit schweigend da. Sein Blick ruhte bald auf Ottilie, bald auf Terka; der Gegensatz dieser Beiden drängte ihm immer wieder Vergleiche auf, aber sie fielen jedes Mal zu Gunsten Terkas aus.

Ein schönes Mädchen, dachte er, diese Schauspielerin, und ihre Koketterie giebt ihr noch einen aparten Reiz. In früheren Tagen hätte ich mich leicht für sie erwärmt, heut denke ich nicht daran. Was würde das geben, einen neuen, rosigen Traum und ein häßliches Erwachen, während Terka wahr, herb und treu ist, wie die Natur selbst.

Da er nicht mit ihr sprach, richtete Ottilie an ihn das Wort und verstand es, ihn in kurzer Zeit in ein lebhaftes Gespräch zu verstricken. Als sie endlich Abschied nahm, um nach Prag zurückzukehren, und Meinhof sie in den Wagen hob, neigte sie sich noch einmal lächelnd zu ihm.

„Geben Sie Acht," flüsterte sie ihm zu, „Herr Baron, ich habe mir in den Kopf gesetzt, Sie Ihren Grundsätzen untreu zu machen, wehren Sie sich also, so gut Sie können. Hüten Sie sich, sich in mich zu verlieben, denn ich würde dann unbarmherzig mit Ihnen verfahren."

Als der Wagen sich schon in Bewegung gesetzt hatte, rief Terka den Kutscher, und kam

rasch heran, um noch einige Worte mit Ottilie zu wechseln.

„Sag' mir," begann sie, „kannst Du mir eines von Deinen Costümen für einige Zeit leihen?"

„Gewiß," erwiderte Ottilie, „Alles was Du willst. Welches wünschest Du denn?"

„Ich komme morgen Vormittag zu Dir," erwiderte Terka, „wir werden dann eines wählen."

„Ich erwarte Dich also," sagte Ottilie. Sie gaben sich noch einen Kuß und dann rollte der Wagen davon.

Während Meinhof noch in der Stube des Lehrers saß und mit diesem die gesammelten Insekten, Pflanzen und Petrefakten besichtigte, bestimmte und ordnete, war der alte Xaver mit dem Diener in das Schloß zurückgekehrt und saß jetzt etwas müde am Fuße der Terrasse und rauchte sein kleines Pfeifchen. Da klingelte es an dem Gitterthore, und als der Alte den Kopf wendete, sah er zu seiner Ueberraschung eine Dame, die ihm bekannt schien, deren Name ihm aber nicht gleich in den

Sinn kommen wollte. Er erhob sich, ging ihr entgegen, öffnete das Thor und sie trat herein und nickte ihm mit einem verlegenen Lächeln zu.

„Kennst Du mich nicht?" fragte sie.

Xaver sah sie aufmerksam an und schüttelte den Kopf. Es war eine mittelgroße, üppige Frau mit einem schönen, aber etwas verblühten Gesichte, großen, dunklen, schmachtenden Augen und reichem, dunklem Haar. Sie trug ein helles Kleid, über demselben eine Jacke aus weißen Spitzen und einen Strohhut.

„Du kennst mich wirklich nicht?" fragte sie noch einmal.

Jetzt trat Xaver zwei Schritte zurück und murmelte: „Die Frau Gräfin von Ostrowitz!"

„Ja, ich bin es," gab sie zur Antwort, „ich merke, daß ich mich doch sehr verändert habe, seitdem wir uns nicht gesehen haben, mein guter Xaver, Du bist ein aufrichtiger Spiegel, Du schmeichelst nicht. Ist Dein Herr zu Hause?"

„Nein, er ist schon am Morgen fortgegangen,"

erwiderte Xaver, „und ist jetzt drüben im Dorfe bei dem Lehrer, der gleich ihm allerhand Gethier sammelt.“

„Ich bin seit einigen Tagen hier,“ fuhr die Gräfin fort, „bei meiner Tante, der Baronin Klingenstein, die hier in der Nähe ein Gut hat. Erst heut habe ich durch einen Zufall erfahren, daß Meinhof hier ist. Wann kann ich ihn sprechen?“

„Es ist die Frage, Frau Gräfin,“ erwiderte Xaver, „ob mein Herr überhaupt auf eine Unterredung mit Ihnen eingehen wird. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was geschehen ist, aber das weiß ich, daß er nichts vergessen hat und nichts verziehen.“

Die Gräfin senkte das Haupt und zog mit ihrem Sonnenschirm Kreise in den Sand.

„Gut,“ sagte sie nach einer Weile, „Du wirst ihm also sagen, daß ich hier bin, und ihn fragen, ob er mich empfangen will. Ich werde in der Nähe warten, dort am Waldrand auf der Bank bei dem Christusbilde.“

„Wie Sie wünschen, Frau Gräfin," sagte Xaver, „ich werde es ihm sagen und werde Ihnen seine Antwort bringen."

Es war indeß Abend geworden. Die Fledermäuse schwirrten umher. Während der letzte Sonnenhauch auf dem Thurm der Königsstadt verglühte, lagerten sich auf den Stoppelfeldern graue Nebel, und über ihnen, wie das Licht eines Leuchtthurmes über den brennenden Wogen, schwebte der Mond herauf.

Während die Gräfin langsam dem Walde zuging, kam Meinhof durch die Felder heran. Sie sah ihn nicht, aber er sah ihren Schatten, den der Mond auf die Erde warf, als sie selbst ihm gerade durch dichtes Gestrüpp verborgen war. Rasch ging er ein paar Schritte vorwärts, um ihr nachzublicken, und jetzt sah er ihre volle Gestalt auf dem Fußpfad dahinschreiten, er sah dieses weiche, träge Wiegen in den Hüften, die zugleich stolze und etwas müde Haltung des Kopfes und eine Art Schauer kam über ihn.

Als er durch das Gitter in sein Besitzthum eintrat, kam ihm Xaver entgegen.

„Wer war da?“ fragte Meinhof erregt.

Xaver zuckte die Achseln. „Es muß ja doch gesagt werden,“ murmelte er, „die Gräfin Libussa war hier.“

„Was will sie von mir?“ rief Meinhof heftig.

„Sie wünscht Sie zu sprechen, sie wohnt in der Nähe bei ihrer Tante und ist herübergekommen, wahrscheinlich um Ihre Vergebung zu erbitten und Sie von Neuem in ihr Netz zu ziehen. Sie wartet drüben am Waldrand auf Antwort.“

„Ich will sie nicht sehen,“ sagte Meinhof schroff und leidenschaftlich, „sag' es ihr, und überhaupt — es ist besser, daß sie mir aus dem Wege geht, rathe ihr das, um ihrer selbst willen.“

Xaver ging nun langsamer dem Walde zu und fand wirklich die Gräfin auf der Bank in der Nähe des Christusbildes sitzen.

„Was bringst Du?“ rief sie ihm entgegen.

„Nichts Gutes, Frau Gräfin,“ erwiderte Xaver,

„mein Herr will Sie durchaus weder sehen, noch sprechen, es ist besser, wenn Sie ihm aus dem Wege gehen, er ist noch zu sehr erbittert, es könnte Folgen haben, die Ihnen vielleicht unangenehm sein könnten. Der Baron ist nicht mehr der weiche, gutmüthige Träumer, der er war, er ist hart geworden, Frau Gräfin, im Laufe der Jahre, und vor Allem haßt er die Frauen.“

„Unsinn!“ gab die Gräfin Libussa zur Antwort. „Wenn er mich nicht sehen will, dann ist es nur, weil er eine Andere liebt. Wer ist diese Andere? Kannst Du es mir sagen?“

„Ich weiß Niemand, für den mein Herr ein besonderes Faible hätte,“ sagte Xaver, die Achseln zuckend.

„Du willst nicht sprechen,“ fuhr die Gräfin fort, „aber ich lasse mich nicht irre machen, ja, er liebt eine Andere — und diese Andere, ich werde sie zu finden wissen.“ Sie sprang auf und ging rasch längs dem Waldrand dahin, während Xaver ihr mit einer bedenklichen Miene nachblickte.

In den ersten Oktobertagen war es kalt geworden; silberner Reif lag auf Feldern und Wiesen, und in den Nächten gab es starken Frost. Amos Benedikt hatte Meinhof bereits zweimal besucht und war jedesmal entzückt von seinen Sammlungen nach Hause zurückgekehrt.

Eines Tages, als Meinhof nach Prag gefahren war, um einige Einkäufe und Bestellungen für den nahenden Winter zu machen, erschien unerwartet Terka bei dem alten Xaver.

„Der Herr ist fort,“ rief ihr der Alte schon von Weitem entgegen.

„Ich weiß es,“ sagte Terka, „eben deshalb bin ich gekommen. Ich will einmal Euer Haus sehen und Euren Garten.“

Xaver führte Terka bereitwillig durch den Park und dann in das Haus, wo er ihr alle Räume mit einem gewissen Stolze zeigte. Zuletzt traten sie in das Arbeitscabinet Meinhofs, das auf Terka einen ganz eigenthümlichen, fast bedrückenden Eindruck machte. Sie bewunderte gleichmäßig den

Schreibtisch mit seinen kleinen Nachbildungen antiker Statuen und seinen Seltsamkeiten, die erlesene Bibliothek, die naturwissenschaftlichen Sammlungen, dann den prächtigen Kamin, das Ruhebett, das, mit einem Tigerfell bedeckt, vor demselben stand, den großen Adler, der, an einem Draht an der Decke befestigt, oben, über ihr zu kreisen schien, die Bilder an den Wänden, die alle energisch die Seelenstimmung des Herrn dieser Räume andeuteten.

Da war die Delila Van Dycks, die, lachend auf dem Hermelinmantel ausgestreckt, ihren unglücklichen Anbeter seinen Feinden überliefert; Scharka, welche Ztierad im Walde bei Prag gefangen nimmt; Klytemnästra, die Agamemnon das Netz über das Haupt wirft, um ihn ihrem Buhlen zu überantworten. Katharina II., den in einem Käfig verwahrten Empörer Pugatschew höhnisch durch die Lorgnette betrachtend; Christine von Schweden, welche kalt und stolz zusieht, wie ihr ungetreuer Günstling Monaldeschi in der Galerie zu Fontainebleau auf ihren Befehl ermordet wird.

Endlich blieb Terka vor dem Bilde einer schönen brünetten Frau stehen, welche, eine Rose im Haar, an eine Säule, die den Liebesgott trug, gelehnt dastand, ein liebreizendes Lächeln um die rothen Lippen.

„Das ist die Gräfin Libussa,“ erwiderte Xaver.

„Ein schönes Weib, ich bin gewiß, daß er sie heute noch liebt.“

„Nein,“ gab Xaver zur Antwort. „Sie war hier, vor Kurzem erst, und mein Herr wollte sie weder sehen noch sprechen.“

Terka lächelte.

„Um so besser für ihn,“ sagte sie. Dann ließ sie sich behaglich auf der Ottomane nieder und strich mit der Hand wie liebkosend über das Fell des Tigers.

„Sehen Sie, Fräulein Terka, hier verbringt mein Herr den größten Theil des Tages. Besonders liebt er es aber, an den langen Winterabenden hier am Kamin zu sitzen und zu träumen. Dann darf kein Licht brennen, nur das Feuer des

Kamins. Ach, Sie glauben nicht, wie traurig das ist, ihn so zu sehen, stundenlang regungslos, in Erinnerungen und trübe Gedanken versunken. Ich wage mich dann gar nicht hinein, ich blicke nur so ab und zu durch die Portière nach ihm, und mehr als einmal sind mir schon dabei die Thränen gekommen, denn ich habe ihn lieb, als wenn er mein eigenes Kind wäre."

„Sie würden sich also freuen, Xaver," sagte Terka, indem sie ihn mit ihren lächelnden, dunklen Augen ansah, „wenn ich Ihren Herrn heilen könnte?"

„Ach, Fräulein Terka, wenn Ihnen das gelänge, ich würde Sie wie eine Heilige verehren."

„Gut," sagte Terka, „also schließen wir einen Pakt. Unter der Bedingung, daß ich ihn erst strafen darf, will ich versuchen, ihn zu bekehren. Ich habe einen Plan: wenn Sie mir helfen wollen, Xaver, so wollen wir unser Glück versuchen."

„Ich bin zu Allem bereit," entgegnete Xaver, „denn ich bin sicher, daß Sie nur das Beste wollen."

„Ich habe mir etwas ausgesonnen," sprach Terka, „etwas recht Tolles; nur auf diese Weise ist ihm beizukommen. So wie ich bin, würde ich nicht die geringste Wirkung auf ihn üben."

„Doch, doch," sagte Xaver, „aber wenn Sie etwas Besseres wissen, dann bleiben Sie nur dabei. Sie sind ja klüger, Fräulein Terka, als ich und werden schon das Richtige finden. —"

Als Meinhold an diesem Abend, wie er es liebte, in dem Fauteuil beim Kamin saß, in dem ein mäßiges Feuer brannte, das seine rothen Lichter über die Ottomane mit dem Tigerfell, über den Schreibtisch mit den weißen Götterbildern und bis hinauf zu dem lächelnden Antlitz der stolzen Gräfin warf, da theilte sich plötzlich der Vorhang ihm gegenüber, und ein weiblicher Kopf zeigte sich, an ein Frauenbild Rembrandt's mahnend, auf dunklem Hintergrunde.

Meinhof erhob sich erregt, am ganzen Leibe bebend, als jetzt eine schlanke Gestalt in der Tracht einer Sultanin vergangener Zeiten heraustrat, in

rothen Sammetpantoffeln, in weitem Beinkleid, kurzem Rock und einem Mieder aus weißem Atlas, der mit Franzen und Perlen geschmückt und mit schwarzem Pelzwerk besetzt war, den Kopf in einen türkischen Schleier gehüllt, welcher nur die Augen sehen ließ, die groß und dunkel aus demselben hervorblickten. Langsam näherte sie sich dem Ruhebett und ließ sich jetzt auf dem weichen, gestreiften Fell des Tigers nieder.

„Sie sind es, Libussa,“ begann Meinhof, bleich und fiebernd. „Wozu diese Maskerade? Was suchen Sie hier? Sie finden einen Anderen als den, den Sie treulos verrathen und verlassen haben. Ich bitte Sie, spielen Sie die Komödie nicht weiter, es könnte traurig und häßlich enden, nicht für mich allein, auch für Sie.“

Die Sultanin erwiderte mit einem leisen, muthwilligen Lachen.

„Nein,“ sprach sie, indem sie den Kopf schüttelte, „ich bin nicht die Gräfin Ostrowitz, für die Du mich hältst — Du kennst mich nicht, gieb Dir keine

Mühe, meinen Schleier zu durchdringen; wenn ich ihn fallen ließe, Du würdest ein Gesicht sehen, ebenso fremd, wie mir jenes dort an der Wand ist."

Ohne daß Meinhof sich selbst Rechenschaft darüber zu geben wußte, fühlte er sich durch die Worte der Unbekannten, durch den Ton ihrer Stimme merkwürdig beruhigt; er setzte sich langsam ihr gegenüber, um forschend in ihre Augen zu sehen.

„Wie Du mich ansiehst," fuhr die Sultanin fort, „Du kannst mich noch so sehr studiren, noch eifriger als Deine Käfer und Trilobiten, Du wirst mich doch nicht erkennen, weil Du mir überhaupt das erste Mal im Leben begegnest."

„Diese Stimme," murmelte Meinhof, „ich kenne Dich doch — ja, ich weiß, wer Du bist — Ottilie Seeberg."

Die Verschleierte begann wieder zu lachen, diesmal laut und herzlich.

„O dieses Lachen!"

„Ich bin ebenso wenig Seeberg, als die Gräfin Libussa, ich wiederhole Dir, Du kennst mich nicht,

gieb Dir also keine Mühe, meine Züge zu erspähen. Vielleicht werde ich schon das nächste Mal meinen Schleier lüften, und dann wirst Du ebenso viel von mir wissen wie jetzt."

„Du wirst also wiederkommen?" sagte Meinhof.

„Ja," erwiderte sie, „ich werde Dich von Zeit zu Zeit besuchen."

„In welcher Absicht?" fragte Meinhof.

„Du hast mein Geschlecht beleidigt: ich bin gekommen, um Dich zu strafen, um Rache an Dir zu nehmen."

„Du bist also ohne Zweifel jung und schön, so daß Du Dir eine große Macht über Sinne und Herz zutrauen darfst."

„Ich weiß nicht, ob ich schön bin," sagte die Fremde, „aber das ist ja Dir gegenüber gar nicht nöthig. Du bist auch im Stande, Dich für eine Häßliche zu begeistern."

„Sie sind es, Terka!" rief Meinhof.

„Terka? Wer ist das? Ich höre diesen Namen zum ersten Male."

„Ja, Sie sind es!“

Die Verschleierte antwortete nur mit einem herzlichen Lachen.

„Nein, doch nicht! Dieses Lachen klingt so gut, so fröhlich, so liebenswürdig, und wenn Terka lacht, so thut es mir jedes Mal wehe.“

„Du siehst also, daß ich wahr spreche. Du kennst mich nicht, Du sollst mich aber kennen lernen, wenn der Augenblick gekommen ist. Ich werde von Zeit zu Zeit wiederkommen, ich werde Dir beweisen, daß das Weib stark ist und der Mann schwach, aber ich warne Dich, Du darfst mir weder folgen, wenn ich Dich verlasse, noch mir nachforschen, sonst komme ich nicht wieder.“

Nach diesen Worten erhob sie sich und reichte ihm die Hand. „Leb wohl,“ sprach sie, „für diesmal ist es genug. Vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe! Ueberhaupt werde ich hier befehlen, und Du hast mir zu gehorchen, verstehst Du mich?“

„Ich will in Allem Dir gehorsam sein,“ sagte Meinhof, „so lange Du nicht Dinge ver-

langst, die mit meinen Grundsätzen in Widerspruch stehen."

„Ich denke nicht daran. Du interessirst mich, wie der Kranke den Arzt, das ist Alles."

„Du hast also die Absicht, mich zu heilen?"

„Vielleicht, doch genug für heute."

„Auch Du interessirst mich," sagte Meinhof, „ich bitte Dich, halte Wort und komme wieder."

„Ich werde kommen, auch wenn Du es nicht verlangst. Vielleicht bin ich eine Fee, die durch Wände gehen kann, und vor der alle Schlösser springen. Nimm Dich in Acht, daß ich nicht ein Zauberwort ausspreche, das Dich für immer in meine Macht giebt. Leb wohl!" Sie nickte ihm leicht mit dem Kopfe zu und schritt dann langsam zur Thür hinaus. Die Portière rauschte hinter ihr zusammen, dann war nichts mehr zu hören.

Meinhof blieb einige Zeit an der Stelle stehen, an der sie ihn verlassen hatte, und ging dann erregt in dem Gemache auf und ab. Er hielt Wort. Er folgte der Fremden nicht, aber er quälte sich

zu errathen, wer sich hinter dem dichten Schleier verbarg. Die Gräfin war es nicht. Sie hätte ganz anders zu ihm gesprochen. — Ottilie auch nicht, es waren nicht ihre Augen, und Terka — war das ihr Lachen? ihr helles spöttisches Lachen, das ihn jedes Mal verwundete, wie mit der Spitze eines Dolches? Nein, nein, auch sie war es nicht. — Wer also?

* * *

An einem Oktobernachmittag kam Meinhof wieder zu dem Lehrer Benedikt unter dem Vorwande, mit ihm einige Doubletten zu tauschen, fand jedoch Niemanden zu Hause. Benedikt war in Prag, ebenso Wenzel, welcher dort das Gymnasium besuchte. Terka vertrat ihren Vater in der Schule. Meinhof begab sich also in das danebenliegende Schulhaus, trat in das Zimmer ein, in dem eben Unterricht ertheilt wurde, verneigte sich vor Terka, die ihn nur mit einem Nicken des Kopfes grüßte, und nahm dann in der letzten Bank, wo Niemand saß, Platz.

Terka fuhr ruhig fort, ihren Unterricht zu ertheilen. Die Art, wie sie oben auf der Lehrkanzel saß und den Kindern erzählte und erklärte, oder wie sie ab und zu eines aufrief und befragte, vor Allem aber, wie sie rasch aufstand und, um ihrer Erklärung zu Hilfe zu kommen, auf der Tafel mit der Kreide zeichnete, machte durch ihren Ernst und ihre Energie auf Meinhof einen eigenthümlichen Eindruck. Da er schwache Frauen haßte, in der Erinnerung an die Leiden und bitteren Enttäuschungen, die sie ihm bereitet hatten, so entzückte ihn die herbe Strenge, die Kraft, welche in Terkas Natur, in dem Ton ihrer Stimme, in jeder ihrer elastischen Bewegungen, in ihrem ganzen Gebahren lag.

Indeß erschien wiederholt über der Lehrkanzel eine leuchtende Scheibe, die auf und ab tanzte und die Kinder blendete, welche jedes Mal die Hände vor die Augen legten oder den Kopf unter die Bank steckten.

„Was giebt es?" fragte Terka, die dunklen Augen forschend auf ihre Schüler gerichtet.

„Svatopluk,“ erwiederte ein kleines Mädchen, „spielt mit einem Spiegel und das thut uns in den Augen wehe.“

„Komm herauf!“ rief Terka.

Sofort erhob sich ein großer, weißblonder Knabe mit Wangen, die rothen Aepfeln glichen, und dummen Augen, trat aus der Bank, hatte aber nicht den Muth, dem Befehl der Lehrerin Folge zu leisten.

„Nun, wirst Du endlich heraufkommen?“ wiederholte Terka.

Endlich schlich Svatopluk langsam durch das Schulzimmer und dann die Stufen empor. Als er vor Terka stand und diese die Hand erhob, duckte er sich wie ein Hase im Krautfeld, der den Jäger erblickt. Terka untersuchte seine Taschen, nahm ihm den Spiegel weg und gebot ihm dann zur Strafe, bis zum Schluß der Schule zu knieen. Svatopluk blickte verlegen auf seine Mitschüler, dann auf Terka und schließlich zu Boden, gehorchte aber nicht.

Da sprang Terka auf, ergriff den ungehorsamen Bengel beim Kragen, stieß ihn zu Boden, auf die Kniee nieder, und setzte sich dann ruhig wieder auf ihren Platz, während Svatopluk laut zu heulen begann.

Diese Scene, so einfach sie war, machte auf Meinhof einen tiefen und seltsamen Eindruck. Die ruhige Thatkraft Terkas wirkte auf ihn berauschend, wie junger Wein. Als die Schule zu Ende war und sie ihre Bücher unter dem Arm herabkam, begrüßte er sie, nahm ihr die Bücher ab und begleitete sie nach Hause, während Johanna sich an den Arm der Schwester hängte.

„Sagen Sie mir, Fräulein Terka,“ begann er, „kann ich eine Tasse Kaffee bei Ihnen haben, oder macht es Ihnen zu viel Mühe? Ich möchte, wenn Sie erlauben, Ihren Vater hier bei Ihnen erwarten.“

„Gewiß,“ sagte Terka, „und mehr als das, ich bin heute gut gelaunt, und will auch mit Ihnen gnädig sein. Sie bekommen eine Tasse Kaffee,

und dann wollen wir meinem Vater entgegengehen, und wenn wir zurückkommen, lade ich Sie ein, mit uns zusammen zu Nacht zu essen."

„Das ist wirklich mehr, als ich hoffen durfte," sagte Meinhof.

„Sie sehen also, Herr von Meinhof, daß ich nicht so böse bin, wie Sie denken."

Sie ging hierauf in die Küche, und während Meinhof sich mit Johanna unterhielt und mit den Sammlungen des Lehrers beschäftigte, kochte sie rasch den Kaffee. Nachdem sie ihn Meinhof gereicht hatte, zog sie sich zurück, um sich zu dem Spaziergange anzukleiden. Als sie wieder erschien, blickte Meinhof verwundert auf ihre schlanke Gestalt, welche ihm in dem bizarren Anzug, den Terka gewählt hatte, noch um Vieles verführerischer erschien. Sie trug ein dunkelrothes Kleid, über demselben eine anschließende Jacke von schwarzem Sammet, die mit schwarzem Pelzwerk besetzt und gefüttert war, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen, und große, rothe Perlen um den Hals.

„Wissen Sie," sagte Meinhof, „daß Sie in diesem Anzuge gradezu prächtig aussehen? Ich bedauere, daß ich nicht Maler bin, und dieses wunderbare Bild nicht auf der Leinwand festhalten kann. Allerdings, wie Sie jetzt in der grellröthlichen Beleuchtung des Abends halb im Lichte, halb im tiefen Schatten stehen, würde der Pinsel des Rembrandt nöthig sein, um den ganzen Reiz Ihrer Erscheinung wiederzugeben."

„Nun schwärmen Sie wieder, Herr von Meinhof," rief Terka und begann laut zu lachen. „Doch kommen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren. Du bleibst zu Hause, Johanna, und sollte der Vater einen anderen Weg einschlagen, so sagst Du ihm, daß wir nach Sonnenuntergang heimkommen werden."

Sie schritten durch das Dorf, dann zwischen den Stoppelfeldern hin, und schlugen dann den Fußpfad ein, welcher zu den Trümmern der einstigen Mädchenburg, des Divin, führte. Hier ließ sich Terka auf dem alten, grauen, bemoosten Gestein

nieder und Meinhof etwas tiefer unter ihr gleichfalls auf einem Haufen verwitterter Steine. Unmittelbar vor ihnen lag die Straße, die nach der Königsstadt führte, dahinter breitete der rauschende Fluß sich mächtig aus, und jenseits desselben lag das freundliche Podol, sprang der Felsen empor, auf dem der Wischehrad lag. In der Ferne, im Sonnenduft des Herbstes zeichneten sich die Thürme von Prag, wie die aus schwarzem Papier ausgeschnittenen Silhouetten einer Stadt, auf dem Abendhimmel ab. Die Moldau wälzte ihre „silberschäumenden Fluthen", wie sie das schöne Gedicht von „Libussa's Gericht" in der Königinhofer Handschrift nennt, gegen die Felsen drüben, und es tönte von dort wie Gesang der Elementargeister herüber, wie das alte Sirenenlied der Hellenen. Während die Kuppeln des Wischehrad zu glühen begannen, lag der Libussathurm düster und drohend auf dem vorspringenden, grauen Gestein.

„Kennen Sie die Sage, die sich an diesen Thurm knüpft?" fragte Terka, während ihr voller,

leichtgebräunter Arm aus dem dunklen Pelzwerk des Aermels hervorkam, und auf denselben deutete.

„Ja, ich kenne sie,“ erwiderte Meinhof, „ebenso wie die Geschichte des Divin und seiner Amazonen.“

„Damals hätte ich leben mögen,“ rief Terka, „nicht heute, wo das Weib vom Manne geknechtet ist und unter unsäglichen Qualen um seine Freiheit und sein Recht, um Erkenntniß und Wahrheit ringen muß. Damals, wo eine Frau das stolze, tapfere Böhmervolk beherrschte, und ihm Gesetze gab, wo eine Schaar von muthigen Mädchen es wagen konnte, mit dem Schwerte in der Hand dem ganzen Männergeschlechte Trotz zu bieten. Libussa hatte Recht, wenn sie nach einem schönen Liebestraum ihre Anbeter in den Fluthen der Moldau begrub, und auch Wlasta. Man nennt sie grausam. Ich finde das nicht. Ritter Ztirad hatte ihr Liebe geschworen und sie dann verrathen; wer kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihn durch ihre Freundin Scharka im Walde bei Prag überlisten und gefangen nehmen ließ, und ihn

dann, als er in ihre Gewalt gegeben war, hier oben auf dem Divin zum Hohn für den Fürsten Přemisl und seine Anhänger auf das Rad flechten ließ?"

„Ich denke über solche stolze, starke Frauen ganz anders, als die Mehrzahl der Männer," sagte Meinhof, „ich habe so viel durch das sogenannte schwache und schöne Geschlecht gelitten, daß ein starkes Weib für mich geradezu einen berückenden Reiz hat."

„Es würde Ihnen also Vergnügen machen," fragte Terka spöttisch, „in die Gewalt Wlastas gegeben zu sein? Ich wenigstens würde jubeln, wenn ich Sie in meine Hände bekäme. Ich möchte Sie auch auf das Rad flechten."

Während Meinhof leise erschauerte, stieß sie ein kurzes, helles, dämonisches Lachen aus. Dann stand sie auf und sie gingen Beide den Hügel hinab der Straße zu.

„Sie schweigen," sagte Terka, während sie sich plötzlich zu Meinhof, der hinter ihr kam, umwendete. „Ich habe Ihnen wohl recht mißfallen?"

„Nein, im Gegentheil,“ sagte der Schloßherr von Kostitz, „Sie haben in meinen Augen nur einen neuen Reiz gewonnen.“

Jetzt erblickten Sie den Lehrer, welcher langsam auf der Straße daher kam und eine Art Jagdtasche umgehängt hatte, in welcher er verschiedene Bücher und Einkäufe mitbrachte. Er begrüßte Herrn von Meinhof, und dann traten sie Alle zusammen den Heimweg an.

Als sie sich dem Dorfe näherten, sah Terka zufällig über den lebenden Zaun in einen Obstgarten, welcher einem Bauern gehörte, und entdeckte hier mehrere Knaben, darunter ihren Bruder Wenzel, welche Aepfel und Birnen von den Bäumen herabholten. Rasch ging sie in den Garten hinein, und schon ihr Anblick genügte, um die kleinen Diebe in die Flucht zu treiben. Nur Wenzel blieb am Aste des Baumes hängen, stürzte zu Boden und fiel auf diese Weise in Terkas Hände. Ohne ein Wort zu sagen, faßte sie ihn am Kragen und schleppte ihn mit sich fort. Zu Hause angelangt, zog sie

Wenzel, der jetzt laut zu bitten und endlich zu weinen begann, in die Stube, in der die Kinder schliefen, und Meinhof, der in dem großen anstoßenden Zimmer Platz genommen hatte, sah jetzt, wie Terka einen Rohrstock, der sonst zum Kleiderklopfen diente, ergriff, Wenzel, welcher schrie und sich heftig wehrte, niederwarf, und nachdem sie das Knie auf ihn gesetzt hatte, in unerbitterlicher Strenge zu strafen begann.

Auch diese Scene, so einfach sie an sich war, fesselte Meinhof mit magischer Gewalt, und es that ihm fast leid, als Terka den Rohrstock hinwarf und mit hochgeröthgeten Wangen die Stube, in welcher der heulende Knabe zurückblieb, verließ.

„So,“ sagte sie, „der Verbrecher wäre bestraft, nun will ich das Nachtessen bereiten.“

Sie ging hinaus in den Hof und kam bald mit einigen jungen Hühnern zurück. Meinhof folgte ihr in die Küche und sah, wie sie das Messer nahm und die zappelnden, schreienden Thiere eines nach dem anderen schlachtete und hinwarf. Er

mußte über sich staunen; so weich sein Herz, so mild seine Seele sonst war, er mußte sich gestehen, daß Terka ihm auch in diesem Augenblick, wo sie das Amt eines Henkers übte und Blut vergoß, geradezu berauschend erschien. Er setzte sich auf einen Stuhl an der Wand, und sah ihr zu, wie sie ihre Pelzjacke abwarf, die Aermel ihres Kleides aufschürzte, in einer großen Pfanne Butter zustellte, und dann die Hühner, die sie rasch gerupft und ausgenommen hatte, in derselben zu backen begann. Dann wurde noch rasch der Salat zurechtgemacht, und wenige Minuten darauf saßen Alle in der großen Stube um den reinlich gedeckten Tisch und aßen mit dem besten Appetit.

Dann unterhielt sich Meinhof mit dem Lehrer und seiner Tochter über verschiedene Gegenstände und fand wiederum Gelegenheit, Terkas scharfen Geist zu bewundern, sowie die Art und Weise, wie sie auf allen Gebieten menschlichen Wissens unterrichtet war.

Als der Mond aufgegangen war, und Meinhof sich endlich mit einem Seufzer entschloß, Abschied

zu nehmen, sagte Terka, in einer Anwandlung von Mitleid plötzlich zu ihm: „Ich werde Sie begleiten.“

„Das ist wirklich liebenswürdig, Fräulein Terka,“ erwiderte Meinhof, „und wissen Sie, daß Sie anfangen meine Wünsche zu errathen, selbst dann, wenn ich dieselben nicht auszusprechen wage.“

Terka rief die Kinder, und als diese bereit waren, verlangte sie ihre Pelzjacke. Meinhof eilte dieselbe zu holen, half ihr hinein, und als sie aus dem Hause traten, bot er ihr den Arm.

„Nein, ich danke,“ sagte Terka.

„Ich bitte Sie, da Sie heute schon so guter Laune sind, so gewähren Sie mir auch noch diesen Wunsch.“

„Wenn es Sie glücklich macht,“ gab Terka zur Antwort, „dann meinetwegen.“ Sie nahm seinen Arm, und begann leise zu lachen.

„Warum lachen Sie?“ fragte Meinhof.

„Sie sind nicht klug,“ erwiderte Terka, während sie jetzt zwischen den Stoppelfeldern dem Schloß

zugingen. „Merken Sie denn nicht, daß ich Alles thue, um Sie ganz in meine Macht zu bekommen?“

„Ich weiß nur, daß Sie ein seltsames Mädchen sind,“ entgegnete Meinhof, „gegen das man sich nicht zu wehren vermag. Alles, was man an einer Anderen vielleicht abstoßend und häßlich finden würde, wird bei Ihnen zu einem dämonischen Reiz. Ihre Strenge in der Schule hat mich nicht weniger entzückt, als das Gespräch auf dem Divin. Glauben Sie mir, ich habe Sie sogar bewundert, als Sie Ihren kleinen Bruder gestraft haben, und dann beim Schlachten der Hühner.“

„Unsinn,“ rief Terka, „ich glaube, Sie halten mich wirklich für eine Art Amazone. Ich bin keine Wlasta, Sie irren sich, wenn ich streng bin, so geschieht es aus Pflichtgefühl, weil ich überhaupt das Leben ernst nehme, und nicht als ein Spiel. Wenn ich die Hühner nicht geschlachtet hätte, hätten wir nichts zu essen gehabt. Oder glauben Sie vielleicht, daß es mir Vergnügen macht, Blut zu vergießen? Ueberhaupt sind Sie durch die haltlosen

unseligen Frauen, welche Sie bisher geliebt haben, gründlich verdorben worden, denn Sie haben jetzt wieder ein Ideal, das Ihnen leicht gefährlich werden könnte, ein Ideal aus der Aesthetik des Häßlichen."

„Nein, Terka," gab Meinhof zur Antwort, „an Ihnen ist nichts Häßliches. Sie sind schön, in Ihrem klaren Geiste, in Ihrer warmen, ehrlichen Empfindung, vor Allem in Ihrem wahren, ernsten Wesen, ja sogar in ihrer äußeren Erscheinung, die ich viel reizvoller finde, als jene sogenannter schöner Frauen, bei denen uns die Harmonie der Formen und der Züge nur zu bald todt und seelenlos erscheint und endlich langweilt."

Sie waren eben vor dem Gitterthor des Schlosses angelangt, und Terka bot ihm lächelnd die Hand zum Abschied.

„Nun — eine letzte Bitte," sagte Meinhof.

„Sie sehen ja, daß ich heute in der Laune bin, Ihnen Alles zu gewähren."

„Darf ich Ihnen die Hand küssen?"

„Sie komischer Mensch,“ gab Terka lachend zur Antwort, „warum denn nicht? Ueberhaupt, man fragt nicht, man küßt.“

Meinhof hielt ihre Hand in seinen beiden Händen. Er führte sie jetzt an die Lippen und küßte sie wiederholt, bis endlich sich Terka mit einer graziösen Bewegung losmachte, und nachdem sie ihm nochmals freundlich zugenickt hatte, mit ihren Geschwistern den Heimweg antrat.

Er stand am Thor und blickte ihr nach; er konnte sich nicht satt sehen an ihrer schlanken Gestalt, die sich in dem schwarzen Sammet noch um Vieles anmuthiger abzeichnete, und an ihrem stolzen elastischen Gang.

* * *

Am nächsten Nachmittag kämpfte Meinhof einen schweren Kampf. Es zog ihn hin in das Haus des Lehrers zu dem Mädchen, das ihn mit unsichtbaren Fäden umstrickt hatte und mehr und mehr an sich fesselte, und doch sagte er sich wieder, daß es auffallen mußte, wenn er so oft kam, daß

er nicht so bald wieder dort eintreten durfte, um ihretwegen und auch seinetwegen, denn je mehr er sie sah, je öfter er sie sprach, um so unentbehrlicher wurde sie ihm, um so unerträglicher wurden die Stunden, die er fern von ihr zubrachte.

Endlich entschloß er sich, diesmal auf den Besuch zu verzichten. Er nahm Hut und Flinte und ging durch die Felder, verdrossen, in trüben, unfreundlichen Gedanken. Ohne daß er wußte, näherte er sich aber mehr und mehr dem Dorfe, und als er erst das von Weinlaub umrankte Haus sah, in dem sie wohnte, da riß es ihn mit einem Mal fort, und wenige Augenblicke später trat er in die große Stube, in der Terka mit Konrad Geier saß.

Der Student hielt ihr das Garn, und sie wickelte es auf ein Stück Papier. Anmuthig gingen ihre Hände hin und her, während der Faden auf und ab rollte, und ihre dunklen Augen hielten Konrad gefangen in jenem süßen Bann, den Meinhof selbst nur zu gut kannte. Ihm war eigenthümlich

zu Muthe, als er den jungen Menschen so allein und vertraulich bei der Tochter des Lehrers fand.

Was regte sich in seiner Brust? War es Eifersucht? Hatte er ein Recht dazu? — Wer fragt nach Recht, wenn er liebt! — Aber liebte er denn Terka? Er wußte es selbst nicht, aber er fühlte, daß sie jetzt schon über ihn eine Macht besaß, wie noch kein Weib, das ihm begegnet war.

Man sprach über gleichgiltige Dinge. Konrad erzählte von Ottilie, die er jüngst als Esther in Grillparzers wunderbarem Fragment gesehen hatte. Dann kam die Rede auf die politischen Ereignisse der letzten Tage, und endlich stockte das Gespräch vollständig. Da der Student nicht daran dachte, sich zu verabschieden, so ging Meinhof.

Terka begleitete ihn bis vor die Thür und dann noch einige Schritte weiter. Endlich blieb sie stehen und blickte zurück, ob Konrad ihnen gefolgt war, dann sah sie Meinhof, den Kopf leicht zur Seite geneigt, spöttisch an und begann laut zu lachen.

„Weshalb lachen Sie?“ fragte er.

„Weshalb?“ erwiderte sie, „weil ich Sie bereits gefangen habe. Jetzt werde ich Sie rädern.“

„Ich stehe zu Diensten,“ sagte Meinhof lächelnd.

„Glauben Sie, daß ich Sie erst um Erlaubniß fragen werde? Nein, es ist wirklich zu köstlich, Sie, der Verächter der Frauen, vernarrt in das häßlichste Mädchen der Welt und eifersüchtig auf einen jungen Studenten. Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr.“

„Ich sehe, daß Sie unter Umständen recht boshaft sein können, Fräulein Terka.“

„Dann sind Sie daran schuld, Sie allein. Sie glauben nicht, wie Sie mich heute durch Ihr Benehmen reizen, und zur Strafe dafür lasse ich Sie jetzt auch wirklich gehen, guten Abend, Herr von Meinhof!“ Sie verneigte sich spöttisch vor ihm und flog zurück in das Haus.

Als Terka zurückkehrte, saß Konrad noch immer auf seinem Platze und hielt das Garn, gewärtig, daß sie den Faden wieder aufnehmen werde.

„Wissen Sie,“ begann er, „daß Sie mich eigentlich eine tragikomische Rolle spielen lassen?“

„Weshalb?“

„Sie behandeln mich wie Klärchen den Bracken=burg, und Herr von Meinhof ist wohl der Egmont?“

„Unsinn!“ rief Terka. „Ich sehe, Sie kennen mich ganz und gar nicht, ich bin nicht das Mädchen, mich wegzuwerfen.“

„Sie haben mich mißverstanden, Fräulein Terka, so war es nicht gemeint.“

„Ach, halten Sie lieber das Garn und schweigen Sie.“ Sie nahm den Faden und begann weiter zu wickeln.

„Sie treiben nur Ihr Spiel mit mir, Terka,“ fuhr Konrad fort, „denn Sie wissen sehr gut, was mich hierher führt, was ich für Sie empfinde.“

„Das ist Ihre Sache,“ sagte Terka. „Habe ich Sie jemals dazu ermuntert? Nein, gewiß nicht. Ich weiß nicht, was Sie wollen. Sie machen es einem Mädchen zum Vorwurfe, wenn sie auf Ihre Einbildungen nicht eingeht, aber ich habe doch ebenso

das Recht, nach meinem Herzen zu wählen, wie Sie.“

„Sie wissen also, Terka, daß ich Sie liebe?“

„Ja, ich weiß es,“ sagte sie, „und was weiter? Eine Studentenliebe ist ein schöner Traum, der kommt und geht. Sie verlangen doch nicht von mir, daß ich das ernst nehme?

„Sie fügen zur Ablehnung auch noch den Spott?“

„Ich kann nicht ernst bleiben, mein lieber Konrad,“ entgegnete Terka, „wenn Sie mit der Miene eines zum Tode Verurtheilten vor mir sitzen. Was thue ich Ihnen denn? Wäre ich schön, würde ich mit Ihnen kokettiren, ja, dann hätten Sie ein Recht, mir Vorwürfe zu machen, wenn ich Ihren Bitten kein Gehör schenke, aber so? Sie sind einfach ein Narr! Und wenn Sie sich so komisch geberden, wollen Sie mir verwehren, über Sie zu lachen? Ja, es macht mir Spaß, Sie so verliebt zu sehen, denn ich weiß ja doch, daß Sie trotzdem den gesündesten Appetit und den besten Schlaf

haben. Aber für einige Wochen hat Sie der schalkhafte Liebesgott in meine Hand gegeben, und nun sollen Sie mir auch die Langeweile vertreiben. Geben Sie nur Acht, ich werde Sie recht quälen, und je unglücklicher Sie dann aussehen, um so mehr werde ich lachen.“ Sie warf das Garn hin, sprang auf und ging, die Arme in die Hüfte gestemmt, lachend in der Stube auf und ab.

„Nein, Terka, so närrisch als Sie glauben, bin ich doch noch nicht,“ rief Geier, nahm seinen Hut und ging rasch hinaus. Draußen verfolgte ihn noch lange das helle, spöttische Lachen des geliebten Mädchens, und dieses Lachen klang zu gleicher Zeit so liebenswürdig, so bethörend, daß er Mühe hatte, nicht umzukehren und sie beim Kopf zu nehmen und dafür zu küssen.

Während dies im Hause des Lehrers vorging, traf Meinhof, der durch die Felder dem Walde zugegangen war, auf der Bank bei dem großen Kreuz zu seiner Ueberraschung die Gräfin Libussa. Er machte eine Bewegung, ihr auszuweichen, aber

sie kam ihm zuvor und rief ihn beim Namen. Nun blieb ihm nichts übrig, als Stand zu halten. So sehr Libussa ihn gekränkt hatte, so war Meinhof doch zu sehr Gentleman, um einer Dame gegenüber unartig zu sein, namentlich dann, wenn er das Recht dazu gehabt hätte. Er nahm den Hut ab und verneigte sich stumm.

„Geben Sie mir die Hand,“ sagte die Gräfin.

Meinhof machte eine abwehrende Bewegung. „Was führt Sie hierher?“ fragte er.

„Ich habe gehört, daß Sie da sind, und habe es für besser gehalten, daß wir uns aussprechen, ein für alle Mal.“

Die Gräfin nahm wieder auf der Bank Platz, und Meinhof stand neben ihr, den Arm um eine junge Birke geschlungen und hörte ihr zu. Sie sprach von vergangenen Zeiten, von ihrer Liebe, von ihrem Vergehen, sie suchte dasselbe nicht zu rechtfertigen, aber zu entschuldigen, und dann erzählte sie von ihren Enttäuschungen, von ihren

Leiden, von ihrem vollständigen Schiffbruch auf dem Meere des Lebens.

„Ich habe Nichts mehr in dieser Welt," schloß sie, „alle meine Hoffnungen haben mich getäuscht, alle die goldenen Träume sind in Nichts zerflossen, arm und verlassen stehe ich da, mitten in meinem Luxus, elend und unglücklich, denn ich habe Niemanden, der mich lieben würde, ja, der nur ein wenig Theilnahme für mich hätte. So bin ich denn gekommen, weil ich mir eingebildet habe, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben, daß sich noch Etwas für mich in Ihrem Herzen regt. Ich möchte Sie versöhnen, Raimund, aber ich weiß nicht, ob meine Reue dies vermag, ob Sie Mitleid mit einer Frau empfinden werden, die ihre letzte Hoffnung auf Sie gesetzt hat, und die verloren ist, die zu Grunde gehen wird, wenn Sie sie von sich stoßen."

„Wer ist schuld, Gräfin, daß es so gekommen ist? Habe ich Sie nicht aufrichtig und treu geliebt? Wollte ich Ihnen nicht meine Hand

reichen? Sie waren es, die mich Jahre hindurch zum Spielzeug Ihrer Laune machten und mich endlich wegwarfen, als Sie ein anderes, schöneres Spielzeug gefunden hatten. Die Geschichte ist ebenso einfach, als gewöhnlich. Es ist auch nicht neu, daß Damen Ihrer Art später, wenn sie gesehen haben, daß ihre Launen sie nicht zum Glück, sondern bis an den Abgrund geführt haben, bereuen und dort wieder anknüpfen möchten, wo sie vordem ein Band der Liebe für immer zerrissen haben. Ich bedaure Sie, Libussa, aber ich vermag nicht ungeschehen zu machen, was durch Ihre Schuld allein geschehen ist. Ich kann verzeihen, aber nicht vergessen. Das Gespenst Ihrer Untreue, Ihres Verrathes würde immer wieder zwischen uns treten und ein ruhiges Nebeneinanderleben unmöglich machen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie hasse, aber ich liebe Sie auch nicht mehr, und es wäre mir unmöglich, an Ihrer Seite zu leben. Ich sehne mich vor Allem nach Frieden — sagen Sie mir selbst, ob Sie im Stande wären, mir denselben zu geben."

„Doch, Raimund, Alles, was Sie wollen, sobald Sie mir nur sagen, daß Sie mich noch lieben, daß Sie Geduld mit mir haben wollen, und mir Zeit lassen, die Wunden zu heilen, die ich Ihnen geschlagen habe.“

„Hoffen Sie nichts, Gräfin, wozu Ihnen Illusionen erregen? Ich kann nicht vergessen, beim besten Willen nicht.“

„O, Raimund, machen Sie doch den Versuch, ehe Sie mich für immer verurtheilen und verwerfen. Glauben Sie mir, wenn ich Sie erst in diesen meinen Armen halte, dann sollen Sie bald wieder zu meinen Füßen liegen, und dann wird der Friede kommen und das Glück.“

„Nein, nein, es kann nicht sein, Libussa,“ erwiderte Meinhof rauh und schroff. „Leben Sie wohl, und suchen Sie mich zu vergessen.“

„Glauben Sie nicht, Raimund, daß ich Sie so leicht aufgebe; wehren Sie sich gegen mich, so gut Sie können, ich werde Alles aufbieten, um Sie wieder zu fesseln, um den alten Zauber geltend zu

machen. Ja, ich will nicht ruhen, ehe Sie wieder mein Sklave sind, und dann warten Sie nur —" sie begann zu lachen — „dann werde ich Sie dafür strafen, daß Sie mir heute so wehe gethan haben."

„Ich will Ihnen nicht wehe thun, Libussa," gab Meinhof ruhig zur Antwort, „aber es muß ein für alle Mal klar werden zwischen uns. Es ist das letzte Mal, daß ich Ihnen Rede und Antwort stehe. Ich will Ihnen nicht mehr begegnen in diesem Leben, ich habe mich hierher zurückgezogen, weil ich von der Welt und den Menschen Nichts mehr wissen will. Weshalb kommen Sie, um meinen Frieden zu stören?"

„Soll ich Ihnen sagen," sprach die Gräfin ruhig, während ihre dunklen Augen höhnisch zu lachen begannen und ihre kurze Oberlippe die weißen Zähne sehen ließ, „soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie Nichts mehr von mir wissen wollen? Weil Sie eine Andere lieben, Raimund!"

„Welche Einbildung!" sagte Meinhof mit einer unwilligen Bewegung des Kopfes.

„Soll ich Ihnen den Namen Ihres neuen Ideals nennen?“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie sich irren.“

„Terka heißt das neue Ideal.“

„Wenn Sie mir den Krieg verkündigen, Gräfin, so ist das Ihr gutes Recht,“ entgegnete Meinhof, „aber ich bitte Sie, lassen Sie das Mädchen in Frieden; es ist ein braves Mädchen, dessen Ehre mir theuer ist, und wenn ich das Haus ihres Vaters besuche aus Interesse für dessen Sammlungen, wenn ich im Gespräch mit dem jungen, reinen, verständigen Geschöpf einigen Trost finde, so ist das noch Nichts, worüber Sie ein Recht hätten, sich aufzuregen. Ich habe der Liebe entsagt, ebenso gut wie der Welt, wie jeder Art von Ehrgeiz.“

„Sie können mich nicht zwingen, Ihnen zu glauben, Raimund,“ sprach die Gräfin, indem sie den Kopf stolz erhob und Meinhof fast feindselig anblickte. „Ich bin gekommen, um Frieden zu

schließen. Wenn Sie den Krieg haben wollen, so sei es, dann wollen wir den Kampf beginnen, aber sehen Sie sich vor, Sie haben eine rücksichtslose, unerbittliche Gegnerin. Ich werde siegen, oder ich werde Rache nehmen. Nehmen Sie sich in Acht!"

Sie stand einen Augenblick drohend vor Meinhof mit erhobenem Arm, dann ließ sie denselben sinken, kehrte ihm den Rücken, und nachdem sie ihm noch über die Schulter hinweg einen bösen, fast verächtlichen Blick zugeworfen hatte, ging sie rasch dem Walde zu.

* * *

An einem stürmischen Novemberabend, während der Wind in dem Schornstein heulte und von Zeit zu Zeit die Fensterscheiben erklirren ließ, saß Meinhof in seinem Cabinet vor dem Kamin und brütete. Seit zwei Tagen hatte er Terka nicht gesehen. Einmal war sie in Prag gewesen, ein anderes Mal hatte er nicht den Muth gehabt, den Besuch zu erneuern.

Er dachte jetzt auch an die Unbekannte, die ihm hier an dieser Stelle erschienen war und ihm versprochen hatte, wiederzukommen. Warum ließ sie ihn so lange warten? Das Verhüllte, Geheimnißvolle dieser Erscheinung nahm ihn gefangen und reizte ihn.

Plötzlich ließ sich ein leiser Ton vernehmen. ein Rauschen, wie von weichen Frauengewändern, und dann theilte sich die Portière, und die Sultanin stand auf der Schwelle, genau wie damals, in weißen Atlas gekleidet, in den gelbseidenen mit schwarzen Pelzwerk besetzten Kaftan gehüllt, dicht verschleiert, die großen, sprechenden Augen auf ihn geheftet.

Meinhof hatte sich erhoben und bot ihr die Hand, die sie zögernd nahm und leise drückte. Dann ließ sie sich wie das erste Mal auf der Ottomane nieder, während er, auf den Sims des Kamins gestützt, vor ihr stand und sie forschend betrachtete.

„Weshalb sind Sie so lange nicht gekommen?“ fragte er.

„Ich konnte nicht, und dann, — ich wollte Sie neugierig machen, Ihr Interesse erregen, ist es mir nicht gelungen? Haben Sie sich nicht ein wenig nach mir gesehnt?"

„Ja und nein," erwiderte Meinhof. „Ja, wenn Sie diejenige sind, die heute schon mein ganzes Sein beherrscht, nein, wenn Sie eine Andere sind, denn ich bin kein Don Juan, und in meinem Herzen ist nur Raum für ein Ideal. Wenn ich ein Weib liebe, so ist es, als spräche sie zu mir, gleich Jehova: ‚Du sollst keinem anderen Gott dienen als mir.'"

„Sie lieben also," erwiderte die Sultanin, „das ist interessant für mich, und geradezu köstlich finde ich es, daß Sie Ihre Liebeserklärung, die einer Anderen gilt, an mich adressiren."

Sie begann leise zu lachen, und dieses Lachen war es, das ihn wieder irre machte. Es war Terkas schlanke Gestalt mit den klassischen Formen, die sich in dem pelzbesetzten Kaftan abzeichnete, es waren ihre Augen, die durch den Schleier blickten,

aber diese weiche Stimme gehörte nicht ihr, und noch weniger dieses kindliche, süße Lachen. Das erregte in ihm jedes Mal neue Zweifel.

„Ich kenne Sie also wirklich nicht?“ sprach er nach einer Weile.

„Nein, aber Sie sollen mich bald kennen lernen. Wenn ich das nächste Mal komme, werde ich mich entschleiern, und dann — Sie wissen, was ich Ihnen angedroht habe. Dann kommt der Zauberspruch, der Sie wehrlos in meine Hände giebt. — Es kann Ihnen ja nur angenehm sein, denn Sie lieben ja die energischen, dämonischen Frauen.“

„Und doch — Terka,“ rief Meinhof, indem er auf die Unbekannte zuging, ihre Hand ergriff und ihr in die Augen blickte.

„Und doch nicht,“ sagte sie lachend, „gedulden Sie sich doch, in wenigen Tagen komme ich wieder, und dann wird das Räthsel gelöst werden.“

Sie unterhielten sich hierauf über verschiedene Fragen, welche die Unbekannte aufwarf, und auf welche Meinhof mit lebhaftem Interesse einging.

Sie staunte über sein reges Wissen, seinen scharfen, durchdringenden Geist und seine milde, klare Beredtsamkeit, während er fast vergaß, daß er sich einem Weibe gegenüber befand, so klug und ruhig ging sie auf seine Gründe ein, so sicher und überlegen machte sie die ihren geltend.

Als sie ihn endlich verließ, blieb Meinhof in einer seltsamen Erregung zurück. Auch dieses Weib begann ihn mehr und mehr zu interessiren, zu fesseln, er wurde irre an sich selbst. Wie war es nur möglich, daß seine sonst so treue Natur sich zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Frauen erwärmen konnte? Nein, es konnte nicht anders sein, es war Terka, die der Schleier verbarg: sie kam, um ihn auf die Probe zu stellen, das war es.

In diesem Augenblick pochte es von außen an das Fenster.

Konrad Geier hatte schon seit einiger Zeit die Beziehungen Meinhofs zu Terka mit Mißtrauen angesehen. Er zog sich mehr und mehr zurück, aber nur scheinbar, denn während er in dem Hause

des Lehrers ausblieb, verfolgte er sowohl Meinhof als Terka auf allen ihren Wegen, um Gewißheit zu erlangen, wie weit ihr Verhältniß gediehen sei.

Meinhof schlug den Vorhang zurück, und als er das Fenster öffnete, blickte er in das bleiche, erregte Gesicht des Studenten.

„Was wünschen Sie?" fragte er erstaunt. „Ueberhaupt wie kommen Sie hierher?"

„Das geht Sie nichts an!" erwiderte Geier. „Wie Sie sich für schöne Schmetterlinge und Insekten interessiren, so brenne ich auf schöne Frauen. Ich habe ein Exemplar bis hierher verfolgt und möchte wissen, wer die holde Unbekannte ist."

„Ich glaube, Sie sind verrückt geworden," erwiderte Meinhof und schloß das Fenster.

Wieder pochte es, diesmal an die Thür des Hauses. Meinhof verlor die Geduld. Er setzte seine Mütze auf und ging hinaus, um der Sache ein Ende zu machen.

„Mein Herr," begann er, als er Konrad Auge in Auge gegenüberstand, „ich fordere Sie

hiermit zum letzten Male auf, meinen Grund und Boden zu verlassen. Welches Recht haben Sie, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?“

„Sie wollen mich zur Rede stellen?“ rief Konrad, bebend vor Aufregung? „Sie mich? Sie, der Verführer?“

„Ich muß wirklich glauben, Herr Geier, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Ich verstehe ganz und gar nicht, was Sie von mir wollen.“

„Dann muß ich Ihnen allerdings den Staar stechen,“ erwiderte Geier mit trockenem, höhnischem Lachen. „Kennen Sie Terka, die Tochter des Lehrers Benedikt? Oder wollen Sie vielleicht leugnen, daß Sie schon mehr als einmal in ihre dunklen Augen geblickt haben? Nun gut, wenn Sie dieselbe kennen, so müssen Sie wissen, daß eine Dame, die ihr sehr ähnlich sieht, jetzt eben bei Ihnen in Ihrem Hause weilt.“

„Bei mir ist keine Dame,“ erwiderte Meinhof, „am wenigsten jedoch das Mädchen, von dem

Sie sprechen, und vor dem ich die höchste Achtung hege."

„So, so," entgegnete Konrad, „ich weiß es besser, ich weiß, daß Terka zu Ihnen kommt, und somit muß ich in Ihnen den Dämon sehen, der sich dieser armen, schuldlosen Seele bemächtigt hat."

„Ich erkläre Ihnen nochmals, Herr Geier, daß Fräulein Terka mit meinem Willen und Wissen niemals meine Schwelle überschritten hat. Wenn Ihnen das nicht genügt, habe ich Ihnen Nichts weiter mitzutheilen."

„Wehe Ihnen, wenn Sie lügen!" rief Geier mit funkelnden Augen und geballten Fäusten. „Wenn Terka wirklich Ihr Opfer geworden ist, so werde ich sie rächen, verlassen Sie sich darauf."

„Nun ist es genug," sprach Meinhof, „gehen Sie!" Er erhob den Arm und der gebietende Blick seiner energischen Augen bestimmte Konrad, endlich das Feld zu räumen. Inzwischen war der alte Xaver durch den Wortwechsel herbeigerufen worden,

öffnete das Gitter und der Student trat, mit einem Blick voll Haß auf den Schloßherrn, hinaus.

Der Auftritt mit Konrad hatte Meinhof in die größte Aufregung versetzt. Er fand an diesem Abend keine Ruhe, keinen Schlaf. Erst am Morgen konnte er ermüdet sein Lager aufsuchen. Es war Tag, als er erwachte, und sofort knüpften seine Gedanken dort wieder an, wo er in der Nacht den Faden derselben gewaltsam abgerissen hatte. Er mußte jetzt wirklich annehmen, daß es Terka war, die unter dem dichten Schleier und dem Kaftan der Sultanin ein muthwilliges Spiel mit ihm trieb. Er wollte aber nicht länger im Dunklen tappen, er wollte Klarheit haben um jeden Preis. Und so beschloß er, nach Prag zu fahren und Ottilie Seeberg aufzusuchen.

Daß die Gräfin es nicht war, welche zweimal bereits so ruhig und heiter mit ihm beim Kamin geplaudert hatte, dessen war er vollkommen gewiß, denn diese hätte sich längst verrathen; ihre leidenschaftliche Natur war nicht fähig, sich so vollkommen

zu beherrschen und ihre wahre Absicht so lange zu verbergen. Es war also noch die Frage, ob ihm Ottilie mit Hilfe eines Maskenscherzes, wie sie es ihm angedroht hatte, die Liebesschlinge um den Kopf zu werfen versuchte, oder ob es Terka war, welche diese Verkleidung nur gewählt haben konnte, um ihn auf die Probe zu stellen.

Er fuhr Vormittags nach Prag, ging in Ottiliens Wohnung und gab seine Karte ab. Man erwiderte ihm sofort, daß das Fräulein bei der Probe sei und Abends spiele. Sie könne somit auch Nachmittags keine Besuche empfangen. Meinhof blieb trotzdem in der Stadt und ging Abends in's Theater, wo man Schillers „Don Carlos" gab. Er sah Ottilie Seeberg als „Eboli"; sie sah reizend aus und spielte mit vielem Talent.

Als die Vorstellung zu Ende war, erwartete Meinhof Ottilie an dem Ausgange, durch den die Schauspieler das Theatergebäude verließen. Er mußte geraume Zeit warten, ehe sie erschien. Als sie dann endlich heraustrat, erkannte sie ihn sofort

beim Licht der Gaslaterne, und nachdem sie ihn begrüßt hatte, reichte sie ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln die Hand.

„Ich habe Sie als Eboli bewundert, Fräulein Seeberg,“ sprach Meinhof, „nachdem ich heute einen mißlungenen Versuch gemacht habe, Sie in Ihrer Wohnung anzutreffen. Würden Sie mir gestatten, Sie nach Hause zu begleiten und eine Stunde mit Ihnen zu plaudern?“

„Gewiß,“ sagte Ottilie, „ich wohne mit meiner Mutter, „Sie können also ohne Anstand zu mir kommen.“

Sie gingen wenige Schritte bis zur nächsten Straßenecke, wo Fiaker ihren Standort hatten. Hier nahm Meinhof einen Wagen und fuhr mit Ottilie bis zu ihrem Hause. Nachdem die junge, reizende Schauspielerin ihn ihrer Mutter vorgestellt hatte, kleidete sie sich um, erschien dann in dem kleinen angenehm erwärmten Salon in einem reichen, türkischen Schlafrock und lud Meinhof ein, mit ihr eine Tasse Thee zu nehmen.

„Ich nehme sehr gern an," erwiderte der Baron, „unter der Bedingung, daß Sie mir auch einmal, vielleicht mit Ihrer Freundin Terka und deren Vater, die Ehre in meinem Hause geben."

„Gern, sehr gern," erwiderte Ottilie, „überhaupt muß ich Ihnen sagen, Herr von Meinhof, daß ich mich sehr für Sie interessire; es ist dies mein voller Ernst, — die Herren von heutzutage sind alle nach der Schablone geschnitten. Sie aber sind ein Original, und zwar ein fesselndes, das die Phantasie eines jungen Mädchens zu beschäftigen im Stande ist und demselben immer wieder neue Räthsel aufgiebt."

„Dann ist das Interesse gegenseitig," sagte Meinhof mit einem Lächeln, das fast mehr wehmüthig als froh war. „Obwohl ich die Frauen, wie Sie wissen, im Allgemeinen nicht liebe, ja ihre Gesellschaft meide, so fühle ich mich doch von Ihnen angezogen und Ihre Gesellschaft ist mir lieb und angenehm."

„Eigentlich,“ bemerkte Ottilie lächelnd, „setzt mich das ein wenig in Erstaunen. Denn ich dachte, daß es nur eine giebt, die es fertig bringt, Sie Ihren pessimistischen Principien untreu zu machen.“

„Und diese wäre?“

„Terka.“

„Ja, ich kann nicht leugnen, daß Terka für mich etwas eigenthümlich Fesselndes hat, ich stehe vor ihr, wie vor einem Problem, das ich lösen möchte, und dann liegt in ihrer ehrlichen, herben Natur eine Art Magie, deren Wirkung ich mich nicht zu entziehen vermag.“

„Sehr schön gesagt,“ erwiderte Ottilie lachend, „aber es wäre einfacher, wenn Sie sagen würden, daß Sie in Terka verliebt sind.“

„Nein, Fräulein Seeberg, das ist nicht das Wort dafür: was ich für Terka empfinde, ist etwas ganz Anderes.“

Eben erschien die Mutter mit dem Thee und das Gespräch kam in Gegenwart der alten, vornehm aussehenden Dame auf ganz andere Gegen-

stände und Personen. Man sprach vom Theater, von dem Leben in Prag, von den politischen Kämpfen zwischen Deutschen und Slaven. Meinhof hörte mehr zu, als daß er seine Meinung geltend machte. Immerfort ruhten seine hellen, forschenden Augen auf dem schönen Gesichte Ottiliens, immer wieder suchte er sie gleichsam zu ergründen, so tief als möglich in ihre Seele zu blicken. Jetzt sah sie ihn plötzlich an, und ihr Blick begegnete dem seinen.

„Nein," sagte Meinhof, indem er den Kopf schüttelte, „Sie sind es nicht."

„Was bin ich nicht?" fragte Ottilie.

„Nichts, nichts," versetzte Meinhof, „ich habe nur laut gedacht."

Als er vor Mitternacht die Wohnung der Schauspielerin verließ, um nach seinem Schlosse zurückzukehren, war er nicht mehr im Zweifel darüber, daß sie es nicht war, welche in dem prächtigen Costüm einer Sultanin ein lustiges Spiel mit ihm trieb. Wie sollte aber eine Fremde sich so lebhaft

für ihn interessiren und zu einem so phantastischen Mittel ihre Zuflucht nehmen, um ihm zu nahen? Nur Terka war dieser Intrigue fähig, sie war also die Sultanin, und ihre Absicht konnte keine andere sein, als die, ihn zu prüfen, sie wollte ohne Zweifel sehen, ob sein Herz wirklich so gepanzert war, ob er sich dem Zauber einer fremden, geheimnißvollen Erscheinung wirklich für die Dauer verschließen könnte, vielleicht auch, ob sein Interesse für sie in der That ein ernstes und ehrliches war.

Die Zweifel wichen, er wußte jetzt, wie er zu handeln hatte, und er war entschlossen, das nächste Mal den Schleier des schönen Räthsels zu lüften.

* * *

An einem Nachmittage in den letzten Novembertagen erschien Meinhof plötzlich bei Terka und fand sie zu seiner Freude allein in der großen Stube, damit beschäftigt, Käfer, die ihr Vater gefangen, und in Weingeistflaschen aufbewahrt hatte, an Nadeln zu spießen und in einem mit Kork eingelassenen Kasten zu ordnen.

In der vergangenen Nacht war Schnee gefallen, draußen wehte ein kalter, schneidiger Wind und sang sein wildes Lied im Schornstein des Hauses.

Terka trug ihr rothes Kleid und hatte ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen. Sie bekam dadurch etwas Dämonisches, und auch ihre Laune schien an diesem Tage eine herbe zu sein. Nachdem sie einige gleichgiltige Redensarten mit Meinhof gewechselt hatte, sah sie ihn mit ihren dunklen Augen herausfordernd an und fragte ihn, ob er noch immer eifersüchtig auf Konrad Geier sei. Die Frage kam so plötzlich, daß Meinhof im ersten Augenblick keine Antwort fand.

„Haben Sie mich nicht verstanden?“ fragte Terka.

„Sie scherzen, Fräulein Terka,“ sagte endlich Meinhof. „Um eifersüchtig zu sein, muß man vor Allem das Recht dazu haben, ich habe es leider nicht. Wenn ich es aber auch hätte, so glaube ich nicht, daß ich in Geier jemals einen Rivalen er-

blicken könnte, dazu scheint er mir doch zu unbedeutend. Und ich habe von Ihnen eine sehr hohe Meinung, Terka. Aber dieser junge Mensch ist mir im Wege, vor Allem, wenn ich hier bin und mich darauf freue, mich mit Ihnen auszusprechen."

„Und dennoch sind Sie eifersüchtig," spottete Terka, „und haben vielleicht sogar Ursache dazu. Ich habe oft gehört, daß schöne Frauen sich an häßliche Männer hängen und umgekehrt. Ebenso haben unbedeutende Männer bei energischen, geistvollen Frauen Glück, während es mehr als einem genialen Mann geschehen ist, daß er der Sklave eines ganz gewöhnlichen, ja gemeinen Weibes geworden ist. Warum sollte ich selbst, wenn ich so bedeutend wäre, wie Sie annehmen, nicht an Konrad Geier Gefallen finden?"

„Sie haben es sich heute in den Kopf gesetzt, mich zu quälen, Terka."

„Ja, in der That," fuhr sie fort. Dann stand sie auf, nahm ihre Pelzjacke, welche über der Lehne des Divans lag, und zog sie an.

„Sehen Sie,“ fuhr sie fort, „ich mache mich schön, ich will Ihnen gefallen, und doch hasse ich Sie eigentlich, und Ihnen zum Trotz, nur um Sie recht unglücklich zu machen, werde ich Konrad mein Herz schenken, vielleicht meine Hand.“

„Das ist nicht Ihr Ernst, Fräulein Terka,“ rief Meinhof, „Sie scherzen grausam, aber Sie scherzen.“

„Nein, ich scherze nicht,“ erwiderte sie, und während sie den linken Arm auf den Tisch legte, stützte sie den anderen auf und lehnte ihren Kopf in die Hand. „Jetzt rädere ich Sie, nicht wahr?“

„So ist es,“ erwiderte Meinhof, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, ja, Sie spannen mich in der That auf die Folter.“

„Sie kennen Konrad nicht,“ fuhr Terka fort, „er ist gar nicht so einfach, wie Sie glauben, er hat sehr viel Verstand, Kenntnisse, und vor Allem liebt er mich leidenschaftlich. Es ist so schön, geliebt zu werden, es ist wie ein Rausch, der uns ergreift, und endlich — lieben wir auch oft gegen unseren Willen.“

Meinhof erwiderte kein Wort. Er stand auf, ging in der Stube hin und her und trat dann an das Fenster. Terka quälte ihn in der That, und er sah sich ihrem Spott gegenüber wehrlos und mußte ruhig dulden, was sie in ihrem Uebermuth über ihn verhängte. Da sah er mit einem Male Konrad Geier herankommen und murmelte:

„Da kommt er ja, Ihr glücklicher Anbeter!“

„Wer? Konrad?“ fragte Terka.

„So ist es.“

„Dann muß ich Sie bitten, zu gehen,“ sagte Terka, „ich will mit ihm allein sein.“

Meinhof warf einen Blick voll Liebe und Schmerz auf Terka, welche lächelnd vor ihm stand, verneigte sich tief vor ihr und verließ dann rasch die Stube und das Haus.

Zu gleicher Zeit trat durch die Hinterthür Konrad Geier ein.

„Sie sind es, Konrad?“ sagte Terka, als der Student in die Stube kam. Sie bemerkte sofort, daß Etwas mit ihm vorgegangen war, denn er

war bleich und verstört, und seine Augen waren die eines Fieberkranken.

„Ich bin gekommen,“ begann er, nachdem er sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, „um — ich wollte — seien Sie doch endlich ehrlich mit mir, Terka!“

„Bin ich es denn nicht?“ sprach sie. „Was wollen Sie noch von mir?“

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir endlich aufrichtig: lieben Sie diesen Herrn von Meinhof oder nicht?“

„Darüber bin ich Ihnen wohl keine Rechenschaft schuldig,“ erwiderte Terka. „Sie verlangen Ehrlichkeit von mir, nun gut. Ich habe Ihnen mehr als einmal gesagt, daß ich für Sie nur eine schwesterliche Neigung empfinden kann. Sie verlangen Liebe von mir, ich kann Sie Ihnen nicht geben. Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, sich darüber zu beklagen, denn jeder Mensch hat den gleichen Anspruch auf Glück, und ich würde mit Ihnen niemals glücklich sein, und des=

halb, mein lieber Konrad, glaube ich auch nicht an den Ernst Ihrer Empfindungen. Ich bin überzeugt, daß Liebe, wahre Liebe, nur zwischen Naturen entstehen kann, die für einander geschaffen sind, und dann immer gegenseitig. Es giebt keine unglückliche Liebe in der Natur, sie besteht nur in der Einbildung eigensinniger Schwärmer, die unter der Herrschaft einer fixen Idee stehen; auch Sie gehören dazu."

„Mag sein," sprach Konrad, „und ich füge mich willig in das traurige Loos, das Sie mir auferlegen. Aber ich bin gekommen, um darüber Klarheit zu erlangen, ob Sie noch das Mädchen sind, das ich achte und verehre, oder ob Sie sich an diesen Baron weggeworfen haben?"

„Ich verbitte mir einen solchen Ton, Herr Geier!"

„Ich weiß aber, daß Sie ihn besucht haben, ich selbst habe Sie gesehen."

„Sie spioniren also? Es wird immer besser. Ueberlassen Sie es mir, Herr Geier, meine Ehre

zu wahren; ich weiß am besten, was ich mir schuldig bin, ich brauche keinen Vormund, am wenigsten aber werde ich Sie um Erlaubniß fragen, oder Sie zum Richter dessen machen, was ich thun und was ich lassen soll."

„Sie geben also indirect zu —"

„Ich gebe Nichts zu," unterbrach ihn Terka fast heftig. „Uebrigens finde ich aber Ihr ganzes Betragen anmaßend und rücksichtslos, und somit ersuche ich Sie ein für alle Mal, dieses Haus zu meiden."

„Aber Terka — habe ich das um Sie verdient?"

„Gewiß, und überhaupt ist es besser, jeder unklaren und peinlichen Situation rasch ein Ende zu machen. Sie bilden sich ein, daß Sie mich lieben, gut, das ist Ihre Sache, ich weiß aber ganz bestimmt, daß ich Sie nicht liebe, und somit hat unser Verkehr keinen weiteren Zweck. Gehen Sie!"

Konrad stand auf und nahm seine Mütze, zögerte jedoch noch immer die Stube zu verlassen.

Da erhob sich Terka und rief ihm nochmals mit einer herrischen Bewegung des Kopfes zu:

„Gehen Sie, und zwar auf der Stelle!“

Diesmal gehorchte er und verließ vollständig vernichtet das Haus.

Es währte nicht lange, so klopfte es wieder an die Thür. Auf Terka's „Herein“ trat eine dicht verschleierte Dame, bis zu den Sohlen hinab in einen langen Pelz eingehüllt, herein, und heftete, wie aus geisterhaftem Nebel heraus, ein Paar großer durchdringender Augen auf Terka.

„Sie sind die Tochter des Lehrers?“ fragte die Fremde.

„Zu dienen. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?“

Terka war aufgestanden und lud die Fremde durch eine Handbewegung ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Diese schlug jetzt den Schleier zurück und fragte:

„Kennen Sie mich?“

„Nein.“

„Ich bin die Gräfin Libussa von Ostrowitz, nun kennen Sie mich wohl?"

„Allerdings, ich habe von Ihnen gehört."

„Sie wissen also, in welchen Beziehungen ich zu Herrn von Meinhof gestanden habe?"

„Auch das weiß ich."

„Man sagt mir, daß Sie an meine Stelle getreten sind, daß Sie jetzt sein Herz besitzen."

„Davon weiß ich nichts," erwiderte Terka stolz, „Herr von Meinhof besucht uns von Zeit zu Zeit, das ist Alles."

„Sie sprechen nicht die Wahrheit," fuhr die Gräfin fort, „ein Mann wie Meinhof kommt nicht in dieses Haus, blos um Käfer und Schmetterlinge zu besichtigen. Er hat Absichten, und auf wen sollte er sie haben, wenn nicht auf Sie? Sie sind nicht schön, aber interessant genug, um einen Sonderling wie Meinhold zu fesseln."

„Ich wiederhole Ihnen, Frau Gräfin," sagte Terka ruhig, „daß ich in keinem wie immer gearteten Verhältniß zu dem Baron stehe. Wir ver-

kehren zusammen, und wenn Herr von Meinhof vielleicht an meinem Gespräch Geschmack findet, so liegt darin noch durchaus Nichts, was das Urtheil der Welt oder Ihre Eifersucht herausfordern könnte."

„Meine Eifersucht?" Die Gräfin begann laut und häßlich zu lachen. „Sie glauben also wirklich, armes Mädchen, daß Sie mir im Wege stehen, daß Sie im Stande wären, mich aus dem Felde zu schlagen?"

„Ich denke daran nicht," sprach Terka, „aber wenn Sie nicht eifersüchtig wären, dann wären Sie nicht hier."

„Wo nehmen Sie den Muth her, mir das zu sagen, Sie, ein einfaches Landmädchen?"

„Gehört Muth dazu, wenn es gilt, seine Ehre zu vertheidigen? Sie greifen mich an, Frau Gräfin, und ich mache von dem Rechte der Nothwehr Gebrauch."

„Ich bin zu Ihnen gekommen," fuhr die Gräfin fort, „weil man mir gesagt hat, daß Sie

klug sind, und ich hoffen durfte, von Ihnen verstanden zu werden. Herr von Meinhof hat Verpflichtungen gegen mich, ältere als gegen Sie. Ich bin hier, um meine Rechte geltend zu machen, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie ihm entsagen."

Die Gräfin ließ sich jetzt auf einen Stuhl nieder, während Terka die Hand leicht auf den Tisch gestützt vor ihr stand.

„Wie soll ich etwas entsagen," gab Terka zur Antwort, „das ich nicht besitze? Herr von Meinhof gehört nicht mir, wenn er Ihnen gehört, weshalb kommen Sie zu mir? Ich habe nie daran gedacht, Ihnen sein Herz streitig zu machen."

„Es ist in Ihrem Interesse," fuhr die Gräfin fort, „Sie kennen ihn nicht, er spielt mit Ihnen und wird Sie wegwerfen, wenn er das Spiel satt hatt. Meinhof ist leicht empfänglich, er besitzt mehr Einbildungskraft als Herz, seine Phantasie reißt ihn bei jeder Gelegenheit fort, und so bildet er sich nur zu leicht ein, ein Weib zu lieben, wo nur ein flüchtiges Interesse ihn für kurze Zeit zu fesseln

vermag. Er wird Sie unglücklich machen, denn er wird Sie nur zu bald verlassen, und doch wünsche ich Ihnen dies nicht. Sie wären noch mehr zu bedauern, wenn Sie seine Frau würden, er ist eine unbändige Natur. Wie wollen Sie, das einfache Mädchen, mit ihm fertig werden? Ich rathe Ihnen nochmals, machen Sie sich frei, reißen Sie sich los von ihm, so lange es noch Zeit ist!"

„Regen Sie sich nicht unnöthig auf, Gräfin," entgegnete Terka kalt, während ein leiser Hohn um ihre vollen rothen Lippen spielte, „ich glaube nicht, daß Herr von Meinhof sich ernstlich für mich interessirt, und was mich betrifft, so habe ich noch nie daran gedacht, mein Schicksal an seines zu knüpfen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Was jedoch Ihre Warnung anbelangt, so geben Sie sich keine Mühe; ich habe mich niemals durch das Urtheil der Welt, durch die Meinung Anderer bestimmen lassen, ich glaube nur mir selbst."

„Sie trotzen mir also?" rief die Gräfin, indem sie aufstand und auf Terka zutrat. „Gut, wagen

Sie es, mir entgegenzutreten, ich bin stark genug, den Kampf mit Ihnen aufzunehmen."

„Drohen Sie mir nicht," gab Terka schroff und entschieden zur Antwort. „Mir imponiren Sie nicht, Frau Gräfin, ich fürchte Niemand, und Sie am wenigsten."

Die Gräfin stieß ein lautes, höhnisches Lachen aus, wickelte dann mit einer energischen Bewegung den Schleier um ihren schönen, stolzen Kopf, und ging rasch, ohne Abschied zu nehmen, zur Thür hinaus.

* * *

An einem Dezembertage erhielt Meinhof am Morgen durch die Post ein Billet mit den wenigen Worten:

„Erwarten Sie mich heute Abend. Ihre Sultanin."

Er las das Billet wiederholt und ging in den Park. Seit mehreren Tagen hatte er Terka nicht gesehen. Er hatte die Kraft, ihr auszuweichen, aber seine Leidenschaft für sie war stärker als sein

Wille, und so litt er durch die Trennung ebenso, wenn nicht mehr, als durch die Qualen, die ihm ihr Spott bereitete, wenn er in ihrer Nähe weilte.

Es stand jetzt fest bei ihm, daß sie es war, die an diesem Abend bei ihm erscheinen werde, und er fragte sich immer wieder, was sie mit ihm beabsichtige. Wenn sie Konrad liebte, weshalb kam sie zu ihm. Eine Kokette war sie doch sicherlich nicht, oder war es nur ein böser Scherz gewesen, hatte sie ihn nur gefoltert, um ihn zu strafen, um sich an ihm, dem Verächter der Frauen, zu rächen, wie sie es ihm mehr als einmal verheißen hatte?

Lange Zeit ging Meinhof auf dem beschneiten Wege auf und ab, doch auch hier im Freien, in der frischen, eisigen Luft, fand er keine Kühlung für sein erregtes Blut, keine Ruhe, keinen Frieden. Er ließ sich also ein Pferd satteln, und ritt hinaus durch die Felder.

Der Winter hatte die ganze Landschaft in seinen weichen, üppigen Hermelin eingehüllt, Eiszapfen hingen an den kahlen Zweigen der Bäume

und schimmerten im hellen Sonnenlicht gleich funkelnden Edelsteinen. Die Bäche waren mit Eis bedeckt, an den Ufern standen die Gräser mit Frost überzogen, wie silbernes Moos da. Krähen flogen hin und her und schrieen laut, während sich drüben im Walde das heisere Gebell eines Fuchses vernehmen ließ. Die Sonne hing an dem weißen Himmel gleich einer glühenden Scheibe, strahlenlos.

In der Natur war eine tiefe Ruhe, eine schweigende Schwermuth, die Meinhof wohl that. Erst war er wild hinausgesprengt, dem gespenstigen Jäger gleich, der Nachts durch die Lüfte zieht. Nach und nach ließ er sein Pferd langsam gehen, und wie er sich jetzt allein auf einem Waldwege befand, und die Sonne freundlich durch die rothen Stämme, durch die entlaubten Zweige blickte, wurde ihm wohl und friedlich zu Muthe.

Als er nach Hause zurückkehrte, waren die Dämonen von ihm gewichen, und er sah nicht ruhig, aber in froher Erregung, hoffnungsvoll dem Abend entgegen.

Als es dunkel geworden war, und das Feuer im Kamin brannte, saß Meinhof in seinem Cabinet und erwartete sehnsuchtsvoll die verschleierte Schöne. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Bald vernahm er das Rauschen ihres seidenen Gewandes, und dann theilte sich der Vorhang, und sie trat ein. Meinhof ging ihr entgegen, verneigte sich tief vor ihr und führte sie dann zu der Ottomane, auf der sie auch diesmal mit nachlässiger Anmuth Platz nahm, um ihn dann aus ihrem dichten Schleier mit den dunklen Augen freundlich anzulächeln.

„Sie haben mir versprochen, wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen, den Schleier zu lüften, der Sie mir neidisch verhüllt," begann er. „Werden Sie Wort halten?"

„Vielleicht, Alles kommt nur auf Sie an."

„Auf mich? Soll ich Ihnen ein Geständniß machen?"

„Am besten gleich eine Liebeserklärung," spottete die Sultanin.

„Auch diese, wenn Sie wollen," erwiderte Meinhof. „Vielleicht können Sie mir erklären, besser als ich es selbst vermag, was seit einiger Zeit mit mir vorgeht. Genug, ich kenne Sie nicht, ich habe niemals Ihre Züge gesehen, kaum Ihre Gestalt, die mir der Kaftan neidisch verhüllt, und doch muß ich glauben, daß Sie mir heute nicht mehr gleichgiltig sind, ja, wenn es nicht so sinnlos wäre, ich würde sagen, daß ich Sie liebe, aber ist es möglich, zwei Frauen zu gleicher Zeit zu lieben?"

„Zwei Frauen?" erwiderte die Sultanin. „Ich bin die eine, wer soll die zweite sein?"

„Die zweite ist ein böses Mädchen, das mich schon lange quält, und das ich um so leidenschaftlicher liebe, je unbarmherziger sie mit mir verfährt; aber sagen Sie mir, ist es denn möglich, zwei Frauen zu lieben? Oder sind Sie Terka?"

Er warf sich unerwartet vor ihr auf die Kniee nieder und blickte ihr in die dunklen Augen, während er die Arme um sie schlang.

Wieder dieses liebenswürdige, silberhelle Lachen, dann hob die Sultanin den Schleier ein wenig empor, gerade so viel, daß ihr kleiner, trotziger Mund mit den rothen üppigen Lippen sichtbar wurde, neigte sich leise zu ihm nieder und küßte ihn.

„Sie sind es," rief Meinhof, „Terka! — an diesem Kuß habe ich Sie erkannt."

Sie lachte wieder und schlug den Schleier zurück.

„Also doch, Sie sind es, Sie, meine holde, süße Quälerin?"

„Haben Sie nicht Ihr Schicksal verdient?" sprach Terka lächelnd, „Sie Verächter der Frauen? Nun habe ich Sie gestraft."

„Wieso?"

„Indem Sie ein Mädchen lieben, das häßlich ist, indem Sie sich mir ergeben, obwohl ich Sie nicht liebe."

„Ja, Terka, Sie sollen siegen," sprach Meinhof, „ich kann nicht länger kämpfen, wozu mich noch gegen diese Empfindungen wehren, die stärker

sind als ich? — Ich bete Sie an, Sie wissen es längst. Lachen Sie über mich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, Sie haben alles Recht dazu. In der Liebe giebt es keine Gleichheit, das habe ich nur zu oft erfahren. Der liebende Theil wird immer der Ambos sein."

„Ganz recht," erwiderte Terka, „und so will ich denn der Hammer sein, aber nur einige Zeit — um Sie zu heilen, Meinhof, um Ihnen zu beweisen, daß das Weib nicht schwach ist, daß es lieben kann."

„Wirklich, Terka?" rief Meinhof entzückt, während er die Hände mit Küssen bedeckte.

„Ja wirklich," sprach Terka, „denn ich — ich liebe Sie auch."

Meinhof zog sie an sich und küßte sie immer wieder in stummem Entzücken, bis sie sich endlich sanft aus seinen Armen losmachte und ihm aufzustehen befahl. Dann schlug sie den Schleier vollends zurück, erhob sich, und blickte in dem Gemach umher. „Ach," rief sie, „Sie haben nicht

einmal einen Spiegel hier, ich möchte doch sehen, wie ich mich in diesem prächtigen Costüm ausnehme."

„Wunderbar — berückend!"

„O, Ihnen glaube ich nicht, Sie schwärmen, ich will selbst urtheilen."

Meinhof schlug die Portière zurück und führte sie in den anstoßenden Salon, wo ein großer Wandspiegel hing. Er zündete selbst die Kerzen in den Armleuchtern zu beiden Seiten desselben an, und Terka trat nun vor ihn hin und betrachte sich mit einem Lächeln in dem kostbaren venetianischen Glase, das ihr Bild treu, ohne zu schmeicheln, wiedergab.

„Wissen Sie, daß ich mir gefalle?" sprach sie zu Meinhof, indem sie ihn über die Schulter hinweg schalkhaft anblickte.

„Was sagen Sie dazu, daß ich mich für Sie so schön gemacht habe? Sie werden mich jetzt für schrecklich eitel halten, und doch bin ich es nicht, ich wollte Ihnen gefallen, ist das ein Unrecht?"

„Nein, gewiß nicht," rief Meinhof, während er Terka umschlang und an seine Brust zog. „Aber Sie bedürfen am wenigsten eines so reichen Schmuckes, Ihnen hat die Natur mehr gegeben, als Schönheit. Die Schönheit schwindet, wie die Jugend, aber der Reiz, der um Sie weht, den Ihre Seele, den Ihr ganzes Wesen ausstrahlt, ist unsterblich."

„Herr von Meinhof," erwiderte Terka, „ich warne Sie noch einmal, Sie sind zu leidenschaftlich, geben Sie Acht, Ihre Leidenschaft giebt Sie ganz in meine Hand. Jedes Weib ist von Natur herrschsüchtig. Wenn Sie sich selbst zu meinem Sklaven machen — ich werde nicht so thöricht sein, und die Ketten lösen, die den geliebten Mann zu meinem Gefangenen machen, für immer. Aber nun wollen wir einmal ernsthaft zusammen sprechen."

„War das Scherz bisher?"

„Also sagen wir noch ernsthafter, als bis jetzt. Kommen Sie!"

Sie kehrte in das kleine Cabinet zurück und streckte sich behaglich auf dem Tigerfell der Ottomane

aus, während Meinhof auf ihren Wink sich auf dem Kissen, das vor derselben lag, zu ihren Füßen niederließ.

„Hören Sie also, Sie sagten, daß Sie mich lieben. Haben Sie schon darüber nachgedacht, was daraus werden soll, sobald ich Sie wieder liebe?“

„Ich habe bis jetzt nicht zu hoffen gewagt, daß Sie meine Empfindungen erwidern könnten.“

„Aber jetzt, wo ich mich Ihnen ehrlich und muthig hingegeben habe, was denken Sie jetzt von unserer Zukunft?“

„Brauche ich Ihnen zu sagen, Terka, daß Sie es mit einem Manne von Ehre zu thun haben? Wenn Ihre Liebe ebenso herzlich und tief ist, wie die meine, dann werden Sie meine Gefährtin für das Leben, ist es recht so?“

„Gewiß,“ sagte Terka, „es ist Alles, was ich wünschen und verlangen kann. Sie müssen mich schon deshalb heirathen, weil es noch um Vieles lustiger ist, wenn der Mann der Sklave seiner Frau ist. Vergessen Sie niemals, was Sie mir

in dieser Stunde gesagt haben, ich werde der Hammer sein und Sie der Ambos."

„Alles, was Sie wollen, Terka," murmelte Meinhof, während er sie entzückt betrachtete.

„Nein, nein," rief sie, während Sie den vollen Arm um seinen Nacken legte, und ihm zärtlich in die Augen blickte, „ich liebe Sie, wie könnte ich Sie mißhandeln, oder meine Macht fühlen lassen in einer Weise, die Ihnen wehe thun könnte! Eigentlich sind Sie doch komisch, glauben Sie denn, daß es in der Liebe ein Glück giebt, dann wenn der eine Theil Hammer ist und der andere Ambos — Herr und Knecht, oder Sklave? Nein, mein Freund, wenn man sich liebt, dann sind beide Theile bereit, sich hinzugeben, einander zu dienen, sich zu opfern, vor Allem aber das Weib, merken Sie sich das! Das Weib wird leicht übermüthig, wenn der Mann ihm bereitwillig den stolzen Nacken als Schemel darbietet, und es wird keinen Augenblick zögern, dann herrisch auf ihn den Fuß setzen, aber das Weib wird immer nur da lieben, wo es sich auf-

opfern kann, es liegt dies in seiner Natur. Es will sich hingeben, ganz, ja, es ist glücklicher sogar, wenn es leiden kann, als wenn man ihm den Hermelin der Gebieterin um die Schultern legt. Ich glaube überhaupt, Sie wissen noch gar nicht, was Liebe ist, und vor Allem kennen Sie das Weib nicht."

„Die Liebe kenne ich jetzt, Terka," erwiderte Meinhof. „Sie haben mich dieselbe gelehrt, Sie haben mir das süße Geheimniß offenbart. Ich weiß in diesem Augenblick, daß bis jetzt Alles nur Täuschung, Einbildung, Grillen bei mir waren, daß ich in meinem Leben zum ersten Male wahrhaft liebe. Sie sollen mir auch das schöne, lockende Räthsel enthüllen, Weib genannt, das die Natur zur ewigen Qual des Mannes erschaffen zu haben scheint und zugleich zu seiner höchsten Wonne."

„Ja, das will ich," rief Terka, „Sie sind heute noch ein Kranker, ich will ihr Arzt sein, ich will Ihre Seele heilen und Sie glücklich machen — wenn ich das vermag."

„Wer sonst?“ rief Meinhof, „wenn Sie nicht? Ich war so unglücklich, als ich Sie kennen lernte, und jetzt —“

„Jetzt sind Sie im Himmel, nicht wahr?“ unterbrach ihn Terka und begann dann laut und fröhlich zu lachen. „Aber sehe ich denn wie ein Engel aus? — Nein, es bleibt doch zu komisch, daß Sie für mich, die Häßliche, schwärmen.“

Sie schüttelte den Kopf und begann wieder laut zu lachen.

* * *

Noch an demselben Abend hielt Raimund von Meinhof bei dem Lehrer Benedikt um die Hand seiner Tochter an. Der Letztere war so aufgeregt, daß er zuerst gar keine Worte fand, sondern nur stumm die Hand Terkas in jene Meinhofs legte, während die Kinder in lauten Jubel ausbrachen, sich an Terka hingen und sie küßten.

Meinhof blieb bis tief in die Nacht bei den guten, ehrlichen Leuten und besprach mit ihnen

Alles, was nothwendig war. Schon am nächsten Tage wurde die Verlobung in allen Prager Zeitungen bekannt gemacht.

Zwei Tage später war der heilige Abend. Ottilie, welche Terka bereits durch ein Telegramm beglückwünscht hatte, kam herüber, um an der Weihnachtsfeier Theil zu nehmen.

„Ich gratulire," rief sie im Eintreten, als Terka ihr lächelnd entgegenkam. „Glück zum Siege! Du hast mich ausgestochen, Du hast die Wette gewonnen."

„Die Häßliche hat die Schöne aus dem Felde geschlagen," erwiderte Terka lachend.

„Habe ich es Dir nicht gesagt?" versetzte Ottilie. „Wenn wir Andern schön sind, so bist Du mehr als das, Du bist interessant, fesselnd, ja gefährlich."

Bald erschien auch Meinhof. Er hatte versprochen, Terka beim Aufputzen des Christbaumes behilflich zu sein. Mit ihm kam Xaver, welcher, vor Glück strahlend, verschiedene Schachteln und

Packete ablud, die Meinhof in seinem Schlitten mitgebracht hatte. Indeß Wenzel und Johanna oben in Terkas Stube auf das Glockenzeichen harrten, das die Ankunft der Engel verkündete, begannen unten in der großen Stube Benedikt, die beiden Mädchen und Meinhof den großen prächtigen Weihnachtsbaum, der bis zur Decke der Stube emporragte, aufzuputzen. Während Terka und Ottilie die Lichter ansteckten, vergoldete Aepfel und Nüsse an die Zweige hängten, Reiter aus Lebkuchen und Zuckerwerk, packte Meinhof allerliebste Eiszapfen aus Glas, schimmernde Tannenzapfen und allerhand Früchte aus Papiermaché aus und noch viele andere Dinge, welche den Schmuck des Baumes vervollständigten.

Es war bereits Abend, als sie fertig waren. Nun zündeten Alle zusammen die Lichter an, dann nahm Terka die Glocke, trat hinaus in den Flur und begann damit zu klingeln. Schon hörte man die Kinder die Treppe herabkommen, und wenige Augenblicke später stürzten sie in die Stube hinein

und standen jetzt in stummer Seligkeit vor dem leuchtenden, reich behängten Baum, um den allerhand Packete herumlagen.

Meinhof erhielt von Allen kleine Geschenke, von Terka ein Medaillon mit ihrem Bilde im Costüm der Sultanin, von Johanna eine von ihr selbst gestickte Visitenkartentasche. Er selbst hatte Alle reich beschenkt. Johanna fand in ihrem Packet prachtvolle Bilderbücher und eine große Puppe. Wenzel gleichfalls Bücher und eine große Vogelflinte, der Lehrer einige Kästen mit Käfern und seltenen Schmetterlingen und Ottilie ein Etui mit einem kostbaren Armband.

Am längsten zögerte Terka, ihr Packet zu öffnen, das schon durch seine Größe imponirte. Endlich löste Ottilie den Bindfaden, welcher dasselbe zusammenhielt, und entfaltete, während Alle zusammen einen Ausruf der Bewunderung ausstießen, einen großen, prachtvollen Pelz. Terka stand mit hochgerötheten Wangen verlegen und beschämt da, erst als Meinhof ihr galant in den Pelz

geholfen hatte, und Alle sie entzückt umringten, nahm sie den geliebten Mann um den Hals und küßte ihn.

Mitten in dem Jubel erschien Xaver und blieb mit einem schlauen Lächeln in der Nähe der Thür stehen.

„Nun, was bringst Du, Alter?“ fragte Meinhof, „hast Du etwa auch ein Christgeschenk für uns?“

„Gewiß,“ sagte Xaver, „und sogar ein sehr hübsches.“

„Und das wäre?“ fragte Terka.

„Die Gräfin Libussa von Ostrowitz sind heute Morgen abgereist. Ist das nicht schön von ihr?“

„In der That,“ rief Terka, „sie hätte uns keine angenehmere Ueberraschung bereiten können.“

Während jetzt die Kinder sich gegenseitig ihre Bücher zeigten und der Lehrer in stillem Entzücken auf die verschiedenen exotischen Insecten wies und Ottilie bald einen indischen Schmetterling, bald

einen südamerikanischen Käfer zeigte und deren besondere Eigenschaften erklärte, standen Meinhof und Terka vor dem brennenden Christbaum, der in eine Art von silbernem Nebel gehüllt war, und während Meinhof sie um den schlanken Leib gefaßt hielt, sah ihn Terka zugleich zärtlich und spöttisch an.

„O, Sie Verächter der Menschen,“ sagte sie leise zu ihm, „und der Frauen insbesondere, das Leben ist doch schön, nicht wahr?“

Meinhof erwiderte kein Wort, sondern zog sie an sich und küßte sie auf die rothen, frischen Lippen.

Nach den Feiertagen fuhren Meinhof und Terka zusammen nach Prag. Er kam mit seinem reich vergoldeten Schlitten, der mit zwei feurigen schwarzen Pferden bespannt war, um sie zu holen. Als sie jetzt in ihrem prächtigen Pelz von dunkelrothem Sammet, der mit goldigem Zobel ausgeschlagen und gefüttert war, eine russische Zobelmütze auf dem Kopfe, weich und warm neben ihm saß, und er das große Eisbärenfell sorgsam über ihre

Füße legte, drückte sie ihm herzlich die Hand, und sah ihn mit einem Blick an, der so glücklich war, so voll Liebe, daß eine tiefe Rührung Meinhof überkam.

Die Fahrt durch die im Schnee begrabene Landschaft, zur Rechten die mit Eis bedeckte Moldau, die düsteren Felsen und das Schloß Wischehrad, zur Linken die waldigen Hügel mit ihren weißen, gleichsam mit gesponnenem Zucker überzogenen Bäumen, war schön und anregend. Die Sonne leuchtete warm und tauchte das weite Land in goldenen Schimmer. Vor ihnen erglänzten die Thürme von Prag.

Terkas Wangen färbten sich roth und frisch vom Froste und von dem frischen Luftzug, der über die Ebene strich.

In der Stadt angelangt, fuhren sie bei verschiedenen Geschäften vor und machten ihre Einkäufe und Bestellungen für ihr neues Heim. Meinhof ließ es sich nicht nehmen, Terka gleich einer Fürstin auszustatten. Dabei gab es immer den liebens-

würdigsten Streit, denn Terka legte jedes Mal Verwahrung ein, wenn ein hoher Preis genannt wurde. Sie fand Alles viel zu kostbar für sich, während Meinhof alle Schätze Indiens noch nicht reich genug erschienen, um sie dem geliebten Mädchen zu Füßen zu legen. Dann aber konnten sie auch niemals einig werden, denn er wollte immer nur ihrem Geschmack, ihren Wünschen Rechnung tragen, und sie wieder ebenso dem seinen.

Als endlich der Schlitten mit Packeten und Schachteln angefüllt war, so daß sie nur mit Mühe Platz in demselben finden konnten, kehrten sie nach Hause zurück, und packten hier in der bescheidenen Stube des Lehrers alle die Kostbarkeiten aus, die sie heimgebracht hatten. Dann saßen sie in der Dämmerstunde auf dem alten geblümten Sopha beisammen.

„Ich glaube fast,“ sagte Terka zu Meinhof, „daß Sie jetzt schon vollständig bekehrt sind. Ihr Gesicht hat einen ganz anderen Ausdruck bekommen. Die Wehmuth, die auf demselben lag, ist verflogen,

die Bitterkeit gewichen, Sie sehen mit einem Male so heiter, so lebensfroh aus."

„Ich bin es auch," sagte Meinhof, „wer wäre es nicht an Deiner Seite, Du einziges, wunderbares Mädchen?"

„Sie wissen doch, Herr von Meinhof," erwiderte Terka, „daß Sie mir nicht Du sagen dürfen, das war der Sultanin gegenüber erlaubt, wir sind aber hier nicht auf dem Maskenballe."

„Willst Du mich schelten?"

„Ja gewiß, man darf niemals zu intim werden, so lange man nicht verheirathet ist. Wenn unsere Verlobung zurückginge, was dann?"

„Wie wenn das möglich wäre!" rief Meinhof. „Es wäre denn, daß Du mich im letzten Augenblick verschmähst und Herrn Konrad Geier Deine Hand reichst."

Terka begann laut zu lachen.

„Und wie denken Sie jetzt von den Frauen?" fragte sie nach einer Weile. „Halten Sie das

Weib noch immer für schwach, für treulos und verrätherisch?"

Meinhof schüttelte den Kopf. „Man urtheilt immer nach den wenigen Erfahrungen, die man selbst gemacht hat," sprach er, „ich habe mit den Frauen nur schlimme gemacht, und war deshalb ein Verächter derselben. Heute, wo Du mir ein Glück spendest, das ich niemals zu hoffen wagte, das meine schönsten Phantasieen nicht nur erfüllt, sondern in Schatten stellt, bin ich fast geneigt, von dem Weibe eine allzu hohe Meinung zu hegen."

„Das Weib ist nicht schlecht," sagte Terka, „es ist nur oft klüger als der Mann, dadurch macht es den Eindruck der Selbstsucht und der Härte. Wenn Du auf Dein Leben zurückblickst, die Enttäuschungen, die Du erfahren hast, kannst Du behaupten, daß Du ohne Schuld warst?"

„Nun, meine liebe Terka, nun hast Du mich auch mit Du angeredet, Du weißt aber, daß man vor der Heirath nicht allzu intim werden darf."

Terka lachte und fuhr dann fort:

„Deine Cousine zum Beispiel — sie wußte einfach, daß sie zu alt für Dich war, jetzt hättest Du, ein Mann in der Vollkraft des Lebens, eine Frau an Deiner Seite, welche verblüht wäre, welche Dich ohne Zweifel unglücklich machen würde. Kannst Du ihr also daraus einen Vorwurf machen, daß sie Deiner jugendlichen Schwärmerei etwas unsanft ein Ende gemacht hat? Und jenes Mädchen, mit dem Du verlobt warst, liebte sie Dich etwa? — Nein, sie liebte den Luxus, und es war wieder Klugheit von ihr, wenn sie Dir einen Mann vorzog, dessen Reichthum ihr mehr Glanz und Ueppigkeit versprach, als Du ihr zu bieten vermochtest. Wäre es besser gewesen, die Enttäuschung, die Unzufriedenheit wäre später bei Dir gekommen, und hätte Dir dann Dein Leben vergiftet? Die Gräfin endlich hat Dich durch ihre Kälte, ihre Launen, durch ihre ewig wechselnden Stimmungen gereizt, während sie Dich eigentlich hätte abstoßen sollen. War dies ihre Schuld oder die Deine? Wie konntest Du Dein Herz an solche Frauen hängen, die nur leiblich schön

sind, aber keine schöne Seele besitzen? Ich glaube gar nicht, daß Du diese Damen geliebt hast, Du warst einfach durch ihre Schönheit berauscht und hast Dir selbst zu diesen äußeren Reizen, in deren Banne Du standest, ein Ideal hinzugedichtet, das niemals existirte, und wenn dann die Wirklichkeit Deinen Träumen nicht entsprach, wenn es sich schließlich herausstellte, daß Du ein Phantom geliebt hattest, und statt dessen ein lebendiges Weib vor Dir stand, das ganz und gar nicht Deinen schönen Illusionen entsprach, dann klagtest Du Welt und Menschen und vor Allem die Frauen an. Das ist in Kurzem Deine Geschichte. Nicht wahr? Oh, ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst bis jetzt gekannt hast."

„Du hast Recht," erwiderte Meinhof lächelnd, „vor Allem darin, daß ich bisher nicht geliebt habe. Du bist meine erste Liebe, Terka, und Du wirst auch meine letzte sein."

„Ich hoffe es," rief sie lächelnd, „und würde Dir nicht rathen, neben mir noch für eine Andere

auch nur Augen zu haben. Denke an den Divin, ich wäre im Stande, Dich auf das Rad zu flechten. Lache nicht, es ist mein voller Ernst, aber ich denke, ich habe Dich geheilt, und heute, wo Deine Seele gesund ist, wirst Du weder schwärmen, noch Dich später enttäuscht finden. Du bist jetzt fähig, zufrieden zu sein mit dem, was die Natur, was das Leben uns giebt, und weiß Gott, das ist nicht wenig."

„Gewiß," sagte Meinhof, „ich glaube übrigens Dir bewiesen zu haben, daß ich nicht immer durch Illusionen, seien es schöne oder häßliche, verblendet bin, daß ich fähig war, den wahren Werth eines Weibes zu erkennen, sobald ich ihn auch wirklich fand."

„Ja, das glaube ich Dir gerne," erwiderte Terka lachend, „denn es ist sicher, daß Du mich nicht um meiner Schönheit willen genommen hast."

* * *

Am nächsten Abend kamen Terka und Ottilie mit den Kindern zu Meinhof. Die Kinder fanden

ein besonderes Vergnügen an den vielen dunklen Winkeln und Verstecken, den Portièren, Vorhängen, Erkern, welche das Schloß bot. Und so rief plötzlich Johanna:

„Wollen wir nicht Verstecken spielen. Nicht wahr, Herr Meinhof, Sie spielen mit?“

„Gewiß,“ erwiderte dieser, „gerne.“

„Also, Sie bleiben hier in Ihrem Zimmer,“ entschied Johanna, „und wenn wir Kuckuck rufen, dann kommen Sie heraus und suchen uns.“

Meinhof setzte sich zum Kamin und zündete sich eine Cigarette an, während die Anderen sich, so gut sie nur konnten, zu verstecken suchten. Auf das Kuckuckrufen erhob er sich.

Er fand zuerst Wenzel, dann Ottilie, Johanna und endlich Terka, welche sich beim Fenster hinter einem Blumentisch versteckt hatte. Er zog sie hervor, schlang den Arm um sie und küßte sie.

Johanna, die dabei stand, rief: „Warum haben Sie mich nicht geküßt, Herr von Meinhof, wie Sie mich gefunden haben?“

„Du sollst auch geküßt werden," erwiderte Meinhof und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„So," rief Johanna, „jetzt verstecken Sie sich mit uns, Herr von Meinhof, und Terka soll uns suchen."

In dieser Weise ging das Spiel einige Zeit fort. Auf Wenzels Wunsch wurde dann noch „Räuber" gespielt, bis endlich Alle ermüdet und erhitzt waren. Nun setzten sie sich gemeinsam um den Kamin, und Xaver brachte allerhand Erfrischungen, denen die Damen und die Kinder eifrig zusprachen.

„Ich weiß nicht, wie Sie mir jetzt vorkommen, Herr von Meinhof," sagte Ottilie. „Sie sind mit einem Male so heiter, so glücklich."

„Er war krank," fiel Terka ein, „und ich habe ihn geheilt, jetzt will ich aber auch dafür sorgen, daß kein Rückfall erfolgt."

„Das ist nicht zu befürchten," sprach Meinhof, „Sie glauben nicht, wie zufrieden ich bin, ja, ich fühle mich seit meiner Kindheit zum ersten Male

wahrhaft glücklich. Sie sehen ja, daß ich mich wie ein Kind freuen, und mit den unschuldigsten Dingen beschäftigen kann. Während mir sonst nur die tiefsten Probleme, die ernstesten Fragen genügten und mir das Räthselhafteste noch nicht räthselhaft genug war, ist mir jetzt wohl in der Einfachheit, in der Beschränkung. Wie oft sagte ich mir in einsamen Nächten Goethes schönes Gedicht vor, das mit den Worten schließt: ‚Süßer Friede komm, ach komm' in meine Brust.' Nun ist er da, und ich hoffe für immer."

„Nicht wahr," sagte Wenzel plötzlich, „wir dürfen fahren, Sie führen uns heute in Ihrem Schlitten nach Hause!"

„Gewiß," erwiderte Meinhof, und als die Damen zum Aufbruch mahnten, befahl er anzuspannen. Es währte nicht lange, so stand der Schlitten vor dem Schloß und Alle zusammen nahmen in demselben Platz. Meinhof kutschirte selbst. Terka saß an seiner Seite auf dem Bock, während Ottilie mit den Kindern den Schlitten einnahm. Sie fuhren

nicht geraden Weges nach dem Dorfe, sondern in einem weiten Bogen, durch die mit Schnee bedeckten Felder und durch den Wald, wo es recht unheimlich war, denn aller Orten schienen weiße Gestalten und Gespenster, in weiße Tücher gehüllt, zwischen den dunklen Bäumen zu schweben. Die Kinder drängten sich im süßen Gefühl des Schauers an Ottilie und wagten kaum zu flüstern, bis der Schlitten wieder herausflog in das freie Feld, das vom sternenbesäten Himmel überspannt war.

Als sie dann vor dem Hause des Lehrers hielten, hatte Terka keine Lust abzusteigen, sondern sah Meinhof lächelnd an, und indem sie ihre Schulter an die seine legte, flüsterte sie ihm zu:

„Jetzt begleite ich Sie noch einmal zurück zu Ihrem Hause.“

Meinhof lächelte, wendete den Schlitten, und in wenigen Minuten waren sie wieder vor dem Gitterthor des Schlosses angelangt.

„So,“ sagte Meinhof, „da wären wir, aber gestatten Sie mir nun, Sie wieder zu begleiten, denn

ich kann Sie doch nicht allein am Abend auf der einsamen Straße zurückkehren lassen?“

„Wie Sie wollen,“ sagte Terka.

So kehrten sie neuerdings um und fuhren wieder zurück in das Dorf. Als sie abermals vor Terkas Wohnung angelangt waren, sprang sie lachend vom Kutschbock herab und rief:

„Wenn es so fortgeht, werden wir uns bis morgen früh hin und her begleiten. Jetzt heißt es wirklich Abschied nehmen.

„Muß ich wirklich gehen?“ fragte Meinhof.

„Gewiß müssen Sie,“ sagte Terka. „Sie wissen, was ich Ihnen so oft gesagt habe, es ist gar nicht gut, wenn man zu viel beisammen ist. Sie gewöhnen sich am Ende zu sehr an mich und ich werde Ihnen noch vor der Zeit langweilig.“

„Niemals, Terka, niemals, daran ist nicht zu denken. Im Gegentheil, wenn man wahrhaft liebt, dann legt das Beisammensein immer neue, unzerreißbare Bande um uns, wir verstehen uns immer

besser und können endlich nicht mehr ohne einander sein, nicht einen Tag, nicht eine Stunde."

„Wir wollen sehen, ob Sie Recht haben, wenn wir erst verheirathet sind," erwiderte Terka, „für heute aber schicke ich Sie unerbittlich fort."

Meinhof küßte ihr erst die Hand und dann die rothen Lippen, die so kalt vom Froste waren und so warm zugleich, wie Lava, die unter dem Eise glüht. Dann riß sich Terka los und entfloh in das Haus, während er Ottilie grüßte und davon fuhr durch die helle, winterliche Nacht.

In den nächsten Tagen begannen Meinhof und Terka ihr neues, gemeinsames Heim nach ihrem Geschmack einzurichten. Manche Veränderungen wurden vorgenommen, Manches verbessert, Vieles verschönert. Meinhof fand immer wieder Gelegenheit, über Terkas praktischen Sinn zu staunen und zu gleicher Zeit über ihren feinen Geschmack und über ihre originellen, fast bizarren Einfälle. Auch hier zeigte sich wieder, daß zwischen Beiden nicht so leicht eine Einigung zu erzielen war. Nicht etwa

weil Jedes seinen Willen eigensinnig geltend machte, sondern gerade, weil ein Jedes immer nur dem Andern entgegenzukommen und nachzugeben suchte.

Es fehlte auch nicht an Ueberraschungen. Die herrlichste von allen war das Schlafzimmer, das Meinhof für Terka eingerichtet hatte, und das er ihr eines Abends unerwartet zeigte. Decke und Wände desselben waren mit gelber Seide ausgeschlagen, der Himmel des Bettes, die Vorhänge an den Fenstern, die Portièren, die Möbel von einem matten Blau. Eine rothe Ampel, die von der Decke herabhing, tauchte Alles in ein mildes, rosiges Licht. Mitten im Gemach stand eine echte türkische Ottomane, aus weichen, schwellenden Kissen, über die ein Tigerfell ausgebreitet war, während ein Eisbärenfell auf dem Teppich vor derselben lag und ein zweites vor dem Himmelbett. Terka konnte sich nicht satt sehen an diesem reizenden, duftigen Raume, in den sie bald als Herrin einziehen sollte.

Wenige Tage später fand in der kleinen Dorfkirche die Trauung statt, und nach derselben vereinte

ein gemeinsames Mahl die Neuvermählten, Terkas Vater und Geschwister, Ottilie und zwei Freunde und ehemalige Kameraden Meinhofs, die bei der Trauung als Zeugen gedient hatten, in dem Hause des Lehrers.

Der alte Xaver ließ es sich nicht nehmen, an diesem Abend selbst Alles anzuordnen, den Tisch zu decken und zu bedienen.

Kurz vor Mitternacht kehrten die Gäste nach Prag zurück, und dann nahm Terka von den Ihren Abschied. Meinhof hob sie in den bereitstehenden Schlitten, den seine Diener zu Pferde, mit Fackeln in den Händen, umgaben und führte dann Terka als sein Weib gleichsam im Triumph in sein Haus ein.

Durch die junge Herrin war in das alte, schwermüthige Schloß ein Geist der Heiterkeit, des Friedens eingezogen. Die Dämonen, die vordem hier ihr Wesen getrieben, waren verbannt für immer. Aber im Uebrigen blieb Alles, wie es vordem gewesen war. Meinhof und Terka lebten ganz für

sich und nur im Verkehr mit ihrem Vater und mit den Geschwistern Terkas.

Sie fanden Alles, was sie wünschten, in ihrer Liebe, in ihrem gemeinsamen geistigen Streben, in den Freuden, welche ihnen Kunst und Natur boten.

Wenn man Anfangs die Heirath des Herrn von Meinhof mit einem einfachen Landmädchen, mit einer Lehrerstochter etwas sonderbar gefunden hatte, so war bald alle Welt darüber einig, daß diese Verbindung zu der glücklichsten Ehe geführt hatte.

Man nannte das Paar im Schlosse zu Kostitz Sonderlinge, aber alle Welt beneidete dasselbe, und es ist besser, von den Menschen beneidet, als bedauert zu werden.



Die Maus.

Noch waren die Tage hell und warm, obwohl am Morgen und Abend silberner Reif den Rasen und die letzten vergilbten Blumen bedeckte. Das Laub war bunt gefärbt, und jeder noch so leichte Luftzug warf die rothen und gelben Blätter zur Erde, um sie in lustigen Wirbeln über die kahlen Stoppelfelder hinzufegen.

Um die Nachmittagszeit schritt ein junger, hübscher Landedelmann, Silvan von Bialoglowski, die Flinte im Arm, durch die Kartoffel- und Rübenfelder, nach Rebhühnern suchend, und kam so allmählig in den jungen Wald, welcher die Fortsetzung des Parkes von Dublany bildete.

Plötzlich stieg eine Waldschnepfe vor ihm auf und nahm ihren niederen, schweren Flug über

die Wipfel der Tannen hinweg, welche hier klein und zierlich in Reihen neben einander standen, wie die giftgrünen Bäumchen einer Spielwaarenschachtel.

Silvan schoß seine Flinte ab und sah die Waldschnepfe über den lebenden Zaun in den Park tauchen. Federn, die er auf seinem Wege fand, bewiesen ihm, daß er getroffen hatte. Ohne lange zu überlegen, setzte er über die Hecke und begann das Holz abzusuchen. Wirklich fand er die Schnepfe und hing sie an seine kleine Waidtasche; in dem Augenblick aber, wo er den Park wieder verlassen wollte, blieb er wie gebannt stehen.

Unter einer Esche, deren herabhängende Aeste einen grünen Baldachiu bildeten, stand eine Bank aus Birkenholz, und über die Lehne derselben war eine Kazabaika geworfen, Purpursammt mit goldigem Zobel gefüttert und besetzt. Ihr Anblick wirkte auf Silvan gleich einem Zauber.

Er näherte sich der Esche, lehnte seine Flinte an dieselbe und ließ sich auf der Bank nieder.

Wem gehörte die prächtige Pelzjacke?

Das kleine Schloß von Dublany war das Eigenthum eines alten Fräuleins von Lopot. Sollte sie ihre fröstelnden Glieder in diese weichen, köstlichen Felle gehüllt haben?

Nein, nein!

Sein väterlicher Freund, Herr von Zagorski, hatte ihm erst unlängst gesagt, daß Beaumarchais behaupte, man könne aus dem Schuh den Charákter einer Dame errathen. Warum nicht aus einer Kazabaika?

Er begann diese sanft zu streicheln, und der Sammt und das Pelzwerk schmiegten sich an seine Hände, wie eine schmeichelnde Katze. Die goldigen Härchen strömten eine sanfte Wärme aus und einen magischen Duft. Unbewußt berührte sie Silvan mit seinen Lippen und seufzte.

Nein, eine Dame, welche diese lebendige, sonnige Farbe tragen konnte, war jung und schön, sie war reich und vornehm, sonst hätte sie diese kostbare Jacke nicht so nachlässig hingeworfen. Sie war

groß und voll, denn jede Andere hätte diese Pracht erdrückt, — blond.

Nur zu üppigem, goldblondem Haar wollten dieser Sammt und dieses Pelzwerk stimmen.

Der Hauptzug ihres Charakters war Stolz. Weder die Sanftmuth noch die Bescheidenheit gingen in so fürstlicher Weise einher.

Das Bild der Schönen stand somit fertig vor ihm, und es gefiel ihm, ja, er gestand sich, daß er in diese geheimnißvolle, königliche Kazabaika verliebt war, und nur seufzend trennte er sich von derselben, aus Furcht, von den Bewohnern des Schlosses überrascht zu werden.

Aber er kam den nächsten Tag wieder und streifte nun täglich in der Nähe des Parkes von Dublany umher, von der Hoffnung getrieben, zur glücklichen Stunde die Herrin der wunderbaren Kazabaika zwischen den halbentlaubten Bäumen zu entdecken.

Eines Abends, als der Mond seinen gaukelnden Lichtteppich über die große Wiese des Parkes

gebreitet hatte und die Birken gleich weißgekleideten Haremsschönen um den murmelnden Springbrunnen standen, sah er endlich eine weibliche Gestalt auf dem Kiesweg herankommen.

Kein Zweifel, sie war es, und sie trug auch die rothsammtene, zobelbesetzte Kazabaika.

Er hatte richtig gerathen.

Wie klopfte sein Herz, als er diese hochgewachsene, jugendschöne Blondine erblickte, welche ihre Hände vor der frostigen Abendluft in den weiten Aermeln ihrer Pelzjacke barg. Ja, sie war stolz. Sie ging langsam, mit dem Schritt einer Herrin, und trug den reizvollen Kopf hoch und verächtlich.

Silvan begnügte sich diesmal, sie aus der Ferne zu bewundern, und auch dann noch, als sie ihm den Rücken zeigte, ergötzte er sich an der energischen Art und Weise, mit der sie beim Gehen ihre kurze seidene Schleppe zurückwarf.

Noch denselben Abend kam er nach Godowice zu Herrn von Zagorski geritten; und als dieser sich mit seiner türkischen Pfeife auf der Freitreppe

zeigte, rief er ihm gleich aus dem Sattel zu: „Wer kann die große, schöne Blondine im Park von Dublany sein, die ich eben gesehen habe?“

„Niemand Anderer als die Nichte des Fräuleins von Lopot,“ erwiderte Zagorski lächelnd.

„Sie hat eine Nichte?“

„Ja, Roxane von Kaberoff.“

Silvan war indeß abgestiegen und trat jetzt mit Zargorski in's Haus.

Der alte Herr war ein prächtiger Repräsentant der guten alten Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen gab und der Gutsherr ein kleiner Herrgott war. Einst war er Offizier unter Napoleon gewesen und hatte in der Schlacht bei Leipzig an dem mörderischen Kampf um das Dorf und Schloß von Dölitz theilgenommen. Das rothe Bändchen der Ehrenlegion leuchtete auf dem schwarzen Schnürrock des achtzigjährigen Greises, dessen rundes, gutmüthiges Gesicht frisch und rosig war wie das eines Kindes. Er führte seinen Liebling in ein mit Waffen, Pfeifen und allerhand Jagdbeute phantastisch auf-

geputztes Zimmer, gab ihm eine Cigarre, drehte seinen weißen Schnurrbart und blinzelte ihm dann mit seinen blauen, geistvollen Augen zu.

„Nun, mein Herr Wohlthäter, bist Du endlich einmal verliebt?“

„Ja, ich glaube fast.“

„Na, es war Zeit.“

„Glauben Sie,“ fragte Silvan rasch, „daß die schöne Roxane noch frei ist? Sie ist doch schön?“

„Schön ist sie,“ erwiderte Zagorski lächelnd, „und sie ist auch frei, aber so leicht darfst Du Dir die Sache doch nicht vorstellen.“

„Was giebt es noch für Hindernisse?“

„Verschiedene,“ sagte der alte Herr; „einmal das Verhältniß der Nichte zu ihrer Tante. Roxane ist aus einer sehr guten Familie, aber arm. Fräulein von Lopot hat sie als Erbin in ihr Haus genommen. Sie liebt Roxane und hat außerdem noch ihre Freude an dem schönen Geschöpf, wie etwa an einem Meisterwerk der Kunst. Deshalb putzt sie das

Mädchen und hätschelt es in jeder Weise, aber hält sie gleich einer verzauberten Prinzessin in ihrem Bann, damit kein Mann sie ihr entführe. Verstehst Du jetzt?"

„Allerdings."

„Dann, Nummer zwei: der Charakter des Mädchens. Ein unbändiger Stolz, verbunden mit männlichem Geist und Muth. Auch ein Hinderniß. Roxane hat den Teufel im Leibe."

„Um so besser," sagte Silvan. „Sie ist also nicht nur schön, sondern auch interessant."

„So ist es," versetzte Zagorski kräftiger dampfend; „aber Du weißt, ich verstehe mich auf Frauen. Im Grunde ist Roxane ein gutes Ding und — wir vollen immerhin unser Glück versuchen."

„Welche Taktik empfehlen Sie mir also?"

„Welche? Das wird sich zeigen von Fall zu Fall. Ich werde Dich im Schlosse vorstellen, aber vorher mußt Du trachten, Roxane um jeden Preis einmal zu sprechen. Den Kopf wird es Dir ja nicht kosten."

„Für Roxane würde ich sogar meinen Kopf hingeben.“

* * *

Wieder streifte Silvan, die Flinte im Arm, um Dublany herum. Doch gelang es ihm nicht, die schöne Blondine, ja nicht einmal ihre Kazabaika von ferne zu sehen.

Schon gab er die Hoffnung auf, ihr zu begegnen, als er eines Abends auf dem Heimweg plötzlich ihr Goldhaar vor sich zwischen den jungen Tannen leuchten sah. Er folgte rasch, und als sie nur noch wenige Schritte entfernt war, schoß er seine Flinte ab.

Roxane blieb stehen und kehrte ihm ihr edelgeschnittenes Gesicht mit den prangenden Farben der Jugend fast herausfordernd zu.

Silvan that, als ob er eben aus dem Dickicht getreten wäre, nahm seine Mütze ab und bat um Vergebung, falls er sie erschreckt habe.

„Ich erschrecke nicht so leicht,“ erwiderte sie

ruhig, „aber deshalb möchte ich Ihnen doch etwas Vorsicht empfehlen."

„Es giebt aber gefährliche Zufälle, mein Fräulein," sagte Silvan, „und ein solcher war es unstreitig, der mich in Ihre Nähe geführt hat."

Roxane machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe, indem sie zugleich die Augenbrauen emporzog; vielleicht schwebte sogar ein böses Wort auf ihrer Zunge, doch Silvan kam ihr zuvor.

„Aber vergeben Sie mir, ich habe mich noch nicht vorgestellt: Silvan von Bialoglowski."

„Sie sind ein Verwandter des Herrn von Zagorski?" sprach Roxane etwas gnädiger. „Ich erinnere mich, daß er Ihren Namen nannte."

„Ja, mein Fräulein."

Roxane nickte ihm zu und machte Miene, ihren Weg fortzusetzen.

„Darf ich Sie begleiten, mein Fräulein?"

„Ich danke Ihnen, ich weiß nicht, ob es meiner Tante recht wäre."

„Muß ich also jede Hoffnung aufgeben, Sie wiederzusehen? Das ist grausam. Wäre es nicht möglich ohne Wissen Ihrer Tante . . .?“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn die Schöne; „was ich nicht offen thun darf, thue ich überhaupt nicht.“

„Ein stolzer Grundsatz,“ sagte Silvan und trat einen Schritt zurück.

„Leben Sie wohl,“ versetzte Roxane, und diesmal verließ sie ihn wirklich.

Er sah ihr lange nach, so weit nur noch ein Schimmer des rothen Sammtes und der blonden Zöpfe zu entdecken war; dann kehrte er langsam nach Hause zurück.

Ja, sie war stolz, aber schöner noch, als er sie gedacht, und sie hatte mit dem ersten Blick sein Herz an der Angel.

Silvan war ihr Gefangener, er fühlte es, aber er war klug genug, sich zu bemeistern und das Weitere seinem Freunde, dem alten Helden von Dölitz zu überlassen.

Nachdem er diesem Bericht erstattet, sagte Herr von Zagorski: „Der Anfang ist gar nicht übel. Nun wollen wir eine Woche verstreichen lassen, und dann nehmen wir Dublany mit stürmender Hand.“

* * *

Die acht Tage vergingen, ohne daß Silvan sich in der Nähe von Dublany gezeigt hätte. Dies war weniger seine eigene Tactik als die seines Ulysses. Dann kam der ersehnte Nachmittag, wo Zagorski mit seinem Schützling vor dem kleinen Schlosse vorfuhr.

Der Besuch glich einem Ueberfall, denn Zagorski hatte Silvan in keiner Weise angekündigt, und Fräulein von Lopot verbarg auch nicht ihr Mißbehagen, als sie, in einen rothen Shawl gewickelt, eintrat.

Es war eine kleine Person mit einem klugen Gesicht, in dem vor Allem zwei kleine, tiefliegende, lauernde Augen auffielen. Sie trug das spärliche dunkle Haar in kleinen, steifen Locken, wie man sie

zur Zeit der Juli-Revolution getragen hatte, und ihre Redeweise erinnerte an die Heldinnen der Jugendromane der George Sand.

Etwas später trat Roxane ein, in einem Schlafrock aus blauer Seide, reich mit weißen Spitzen garnirt. Der Schnitt desselben gehörte der Zeit Ludwig's XV. an.

„Es freut mich, Ihren Neffen kennen zu lernen," sagte plötzlich Fräulein von Lopot, „aber was haben wir ihm zu bieten? Wir leben so einsam."

„Silvan ist kein Lebemann," beeilte sich Zagorski zu erwidern, „er ist sehr ernst, beschäftigt sich mit wissenschaftlichen Studien . . ."

„Und schießt Waldschnepfen," bemerkte Roxane lächelnd.

„Auch zu scientifischen Zwecken," erklärte Zagorski; „alle Thiere, die er erlegt, werden ausgestopft und zieren sein Museum."

„So."

„Ja, er ist im Grunde ein Menschenfeind, und noch mehr: ein Weiberfeind."

„Was Sie sagen!“ rief Fräulein von Lopot erleichtert aus, während Roxane angelegentlich die goldgestickte Spitze ihres kleinen sammtenen Pantoffels betrachtete.

„Ich habe ihn nur mit Mühe hergebracht,“ schloß Zagorski.

Silvan machte eine Bewegung.

„Um so schmeichelhafter für uns,“ sagte Fräulein von Lopot . . .

Fortan kam Silvan öfter nach Dublany, meist in Gesellschaft Zagorski's, welcher, wie er mit seinem gutmüthigen Lächeln sagte, „den Mephistopheles in dieser Gartenscene spielte und die Marthe auf sich nahm.“

Gartenscenen gab es indessen eine ganze Reihe, ohne daß Silvan vorwärts kam. Roxane ließ ihn nicht nahe kommen. Sie verstand es vortrefflich, ihn immer wieder abzuweisen, ohne unartig oder verletzend zu werden.

Als er ihr das erste Mal in die Kazabaika helfen wollte, lehnte sie es mit einem feinen Lächeln

ab. „Nein, nein,“ fügte sie hinzu, „wer sich bedienen läßt, wird leicht zum Sclaven seiner Diener.“

Silvan machte die Bemerkung, daß der blaue Schlafrock ausgezeichnet zu ihrem herrlichen blonden Haar stimme.

„Keine Complimente,“ unterbrach ihn die stolze Schöne, „ich bin im Stande und schneide es mir ab.“

Einmal sprach Silvan im dämmernden Park das schöne Abendlied des Jägers von Goethe:

„Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn . . .“

Roxane fiel lachend ein: „Bei mir denken Sie nicht an den Mond, Sie scientifischer Jäger, sondern an eine Katze, welche durch die Felder schleicht.“

„Sie haben doch nichts mit einer Katze gemein?“

„Doch . . . einmal den Pelz und dann die Krallen. Ich kann auch kratzen.“

Auf die Frage, ob sie Piano spiele, erwiderte sie, die Hände in den weiten Aermeln ihrer Pelzjacke verbergend: „Nein, es ist etwas Weichliches

in der Musik. Ich will stark sein. Das Leben ist nicht musikalisch."

Bei einem Ritt, den sie zusammen machten, capricirte sich Roxane, einen breiten Graben im Sprunge zu nehmen. Ihr Pferd versagte, obwohl sie es weder an ermunternden Zuruf noch an Hieben mit der Reitgerte fehlen ließ. Silvan besorgte einen Unfall und ergriff die Zügel, um sie hinüber zu führen.

„Nein," rief Roxane, „wenn ich einmal etwas will, so muß es sein. Ich gebe nicht nach."

Sie ritt zurück, peitschte ihr Pferd vorwärts, und diesmal gelang der Sprung.

„Sehen Sie, mein Herr!" sprach sie stolz lächelnd.

„Sie hätten den Hals brechen können," erwiderte Silvan.

Roxane zuckte die Achseln und lachte hell auf.

„Sie hat wirklich den Teufel im Leibe," dachte Silvan, „Zagorski hat Recht."

„Ich habe oft erfahren," sagte dieser seinem Lehrling am nächsten Tage, „daß die erste Be-

rührung zugleich der erste Impuls zur Liebe ist. Erfinde etwas, Du bist doch nicht ohne Geist, wodurch Du eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Dir und ihr anbahnst."

Beim nächsten Besuch trug Silvan eine kleine Düte bei sich, in der ein großer Laufkäfer krabbelte.

Es gab wieder eine Gartenscene. Zagorski verlor sich mit Fräulein von Lopot hinter einem Traubenspalier, und Silvan befand sich mit Roxane allein auf einem schmalen Pfade zwischen den Stachelbeerhecken. Während sie majestätisch voranschritt, öffnete er rasch seine Düte und rief: „Mein Fräulein, gestatten Sie, Sie haben einen garstigen Käfer auf Ihrem Nacken."

Roxane machte eine heftige Bewegung.

„Oh!" rief Silvan, „jetzt ist er hinabgeglitten. Fühlen Sie ihn nicht zwischen Hals und Pelz? Erlauben Sie einen Augenblick."

Roxane hielt stille. Silvan zog ihre Kazabaika etwas herab und berührte mit seinen Fingern ihren rosigen Nacken. Sie zuckte zusammen. Als

er ihr im nächsten Augenblick den zappelnden Käfer reichte, sah er, daß sie ganz roth geworden war.

Und den ganzen Abend blickte sie mehr zu Boden als auf ihn und sprach nicht mit jener verständigen Sicherheit wie sonst.

„Oh! Zagorski ist ein Hexenmeister!“ dachte Silvan.

* * *

So war es auch. Seit dem Vorfall mit dem Käfer schien Roxane verändert. Ihre schöne blauen Augen begegneten jetzt häufiger jenen Silvan's, ohne daß Spott oder Trotz in denselben aufleuchtete, und als sich einmal ihre Hände zufällig berührten, erröthete sie leise.

Indeß war es Winter geworden. Der Ostwind blies eisig über die von tiefem Schnee bedeckte Fläche und sang melancholische Weisen in den uralten Kaminen des Schlosses von Dublany. Die Damen waren auf das Haus angewiesen, und so kamen die Lectüre und alle jene kleinen weiblichen Arbeiten zur Geltung, welche im Sommer verbannt waren.

Roxane häkelte eine Decke. Eines Nachmittags ließ sie die Nadel fallen, und Silvan bückte sich, um dieselbe aufzuheben; aber die blonde Schöne war ihm zuvorgekommen.

„Sie gönnen mir auch nicht die kleinste Freude," sagte Silvan gekränkt.

Roxane lächelte und warf die Nadel wieder hin.

„Sind Sie jetzt zufrieden? fragte sie, als er sie ihr überreichte.

„Ja, ich danke Ihnen."

„Freut es Sie wirklich, mir zu dienen?"

„Sie fragen noch?"

„Gut," erwiderte sie, „ich werde Sie also fortan als meinen Sclaven behandeln."

„Sie machen mich überglücklich, wenn Sie es thun."

„Ich könnte mir niemals ein anderes Verhältniß zu einem Manne denken," fuhr Roxane fort. „Ein Jeder, der mir etwas sein wollte, sei es Freund, sei es . . ."

„Vollenden Sie doch."

„Sei es Gatte, müßte mein Joch tragen. Ich werde mich niemals unterordnen.“

„Ihr Joch ist ein so süßes, daß Jeder es gerne tragen wird.“

Damit war das Gespräch zu Ende, da Fräulein von Lopot eintrat; aber beim Thee verlangte Roxane verschiedene kleine Dienste von Silvan; und als die Herren Dublany verließen, constatirte Zagorski, daß sein Lehrling einen großen Fortschritt gemacht habe.

Ein Ereigniß, das in den nächsten Tagen stattfand, gab Zagorski zu denken.

Eine schöne Henne war fortgekommen, der Liebling des Fräulein von Lopot, welche über ihren Verlust Thränen vergoß. Man nahm an, daß ein Fuchs sie geholt habe, und Roxane beeilte sich, selbst an dem Hühnerstall ein Fangeisen aufzustellen.

Noch in derselben Nacht weckte ein jämmerliches Geschrei, mit heidnischen Flüchen vermischt, die Bewohner des Schlosses. Offenbar hatte sich ein zweibeiniger Dieb in dem Eisen gefangen. Niemand wagte sich hinaus, nur Roxane war gleich

entschlossen. Sie zog rasch einen großen Pelz über, hüllte ihren stolzen Kopf in einen Baschlik und eilte hinaus, in der einen Hand eine Laterne, in der anderen einen Revolver.

Richtig fand sie einen jungen Zigeuner in dem Fuchseisen, welcher bei ihrem Anblick, sich in sein Schicksal ergebend, demüthig den Kopf senkte und leise um Gnade zu bitten begann.

„Nein," entschied Roxane, „Du mußt bestraft werden. Und deshalb bleibst Du die ganze Nacht im Eisen."

So geschah es auch; und als der arme Teufel am nächsten Morgen freigelassen wurde, konnte er nur mit Mühe davonhinken.

Diese Episode war es, welche Zagorski zu denken gab.

„Es ist nicht der Stolz allein," sagte er zu Silvan, „den Du bei Roxane zu bezwingen hast, auch ihren Muth. Es ist die richtige Brunhilde, Königin von Island, kalt wie Eis und tapfer wie eine Bärin. Hier giebt es nur ein Mittel."

„Welches?"

„Gerade der Stolz muß sie in Deine Arme führen."

„Wie das?"

„Was weiß ich? Oft ergiebt das der Zufall. Gebe Gott, daß er Dir zu Hilfe kommt, aber das ist sicher: Du mußt sie in eine Lage bringen, wo zugleich ihr Stolz und ihr Muth Schiffbruch leiden; ja, sie muß geradezu vor Dir beschämt werden; aber wehe Dir, wenn Du Zeugen dabei hast; dann ist Alles verloren. Eine Beschämung vor Anderen würde sie Dir niemals verzeihen."

„Ich verstehe."

„Also, nimm jetzt Deinen ganzen Witz zusammen, aber sei zugleich die Vorsicht selbst!"

* * *

Wieder acht Tage waren vergangen, da zeigte eines Morgens der Barometer auf Sturm.

Sofort zog sich Zagorski an, ließ seinen Schlitten anspannen und fuhr zu Silvan nach Lesniowa.

„Was führt Sie so früh zu mir?“ fragte dieser erstaunt. „Was ist geschehen?“

„Noch nichts,“ erwiderte der alte Herr, indem er sich behaglich in einen großen Lehnstuhl niederließ, „aber es soll etwas geschehen.“

„Ich bin auf's Aeußerste gespannt.“

Zagorski indeß hatte gar keine Eile. Er hatte sein Weichselrohr in der Hand, zog den rothen Pfeifenkopf aus der Tasche, dann den gestickten Tabaksbeutel, stopfte den Kopf mit feinem gelben, türkischen Tabak, nahm Feuerstein und Schwamm hervor, schlug Feuer und begann zu dampfen.

„Was soll also geschehen?“ fragte Silvan erregt.

„Es wird heute einen Sturm geben,“ begann Zagorski, „wir müssen sofort nach Dublany fahren.“

„Zu welchem Zweck?“

„Damit wir eingeschneit werden und dort übernachten müssen.“

„Eine köstliche Idee,“ rief Silvan, „aber unter welchem Vorwand können wir so früh am Tage

dort eindringen und — wenn der Sturm auf sich warten läßt — so lange dort bleiben?"

„Wir fahren vorerst zum Pfarrer von Dublany, der mein Freund ist. Dort setzen wir uns fest, spielen meinetwegen Durbelek; und sobald der Himmel sich dunkel färbt, eilen wir in das Schloß."

„Sehr gut."

„Also mach' Dich fertig, denn der Sturm kann erst Abends, aber auch schon in einer Stunde kommen. Ebenso kann es ein paar Tage dauern, daß wir in Dublany eingeschneit bleiben. Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn Du nicht die gewünschte Gelegenheit fändest!"

Es war genau sechs Uhr Abends, als die beiden Herren in den Schloßhof einfuhren, so daß in ihrem Besuche nichts Auffallendes lag.

Eine Viertelstunde später brach der Sturm los, einer jener Wirbelwinde, welche den Schnee aufwühlen und durcheinander jagen, der, Meereswogen gleich, oft ganze Dörfer unter seinem winterlichen Hermelin begräbt. In kurzer Zeit war das

Schloß von weißen Wällen umgeben, und Fräulein von Lopot erklärte seufzend, die Herren müßten die Nacht unter ihrem Dache zubringen; eine Fahrt unter diesen Verhältnissen sei nicht nur gefährlich, sondern geradezu unmöglich.

„Es ist zwar sehr unangenehm für meinen Neffen,“ sprach Zagorski, „der eben eine Abhandlung über die Hochzeitsgebräuche der Wasserkäfer schreibt, aber was ist da zu machen? Wir sind Ihre Gefangenen, meine Damen.“

Roxane blickte unwillkürlich auf Silvan, während ihre feine Hand durch den goldigen Zobel ihrer Kazabaika strich.

Man spielte Mariage zu Vieren bis nahe an Mitternacht und ging dann zur Ruhe.

* * *

Silvan war kaum auf seinem Zimmer angekommen und hatte sich eine Cigarre angezündet, als er einen durchdringenden Schrei hörte, der aus dem Flügel kam, in dem die Damen schliefen. Sofort eilte er durch den mit Teppichen belegten

Corridor, und jetzt hörte er noch einmal eine weibliche Stimme, die um Hilfe zu rufen schien.

Da war die Thür. Er besann sich einen Augenblick und trat dann kühn ein.

Der Anblick, der sich ihm bot, war unbeschreiblich dramatisch und komisch zugleich.

Roxane in ihrem langen Pelz, den sie offenbar eilig übergeworfen und der sie bis zu den Sohlen einhüllte, das blonde Brunhildenhaar aufgelöst, stand bleich und zitternd hoch oben auf dem Tisch, mitten im Zimmer, wie ein Statue auf einem Postamte, und ihr gegenüber, auf der Lehne des Divans saß eine kleine graue Maus, welche sie mit ihren klugen schwarzen Augen neugierig musterte.

„Gottlob, daß Sie kommen!" murmelte die stolze Schöne, die in diesem Augenblick die Demuth und Zaghaftigkeit selbst war. „Retten Sie mich vor diesem abscheulichen Thier!"

„Es ist gar nicht so abscheulich," erwiderte Silvan, „sehen Sie es nur näher an, ich glaube, es macht Toilette."

Die Maus hatte sich in der That gleich einem Eichhörnchen auf den Hinterpfoten aufgerichtet und putzte emsig ihr seidenweiches Fell.

„Nein, nein," stieß Roxane fast verzweifelt hervor, „ich habe einmal einen Abscheu gegen Mäuse. Wenn das Thier in meine Nähe kommt, werde ich ohnmächtig."

Silvan ergriff hierauf Roxanens Reitgerte, welche auf dem Kaminsims lag, und nun begann eine wilde, lustige Jagd. Die Maus schien es darauf abgesehen zu haben, Roxanen zu ängstigen und Silvan zum Besten zu haben; denn sie floh vor ihm vom Divan auf den Fauteuil, von hier auf den Toilettentisch und weiter, aus einer Ecke in die andere; und jedesmal, wenn sie Miene machte, auf den Tisch zu springen, auf dem die blonde Brunhilde stand, stieß diese einen Schrei aus und begann am ganzen Leibe zu beben.

Endlich gelang es aber Silvan doch, den kleinen drolligen Störenfried zu der offenen Thür hinauszujagen und diese zu schließen. Lächelnd

reichte er Roxanen die Hand; aber sie zögerte noch, ihre sichere Burg zu verlassen.

„Ist sie wirklich fort?“ fragte sie.

„Ja, mein Fräulein, das Unthier hat die Flucht ergriffen.“

Endlich stieg Roxane von dem Tisch herab, und Silvan wollte mit einer etwas spöttischen Verbeugung Abschied nehmen; doch sie hielt ihn zurück.

„Herr Bialoglowski,“ begann sie, indem sie vernichtet in einen Fauteuil sank, „was werden Sie von mir denken?“

Nichts Böses.“

„Ich habe mich unglaublich lächerlich betragen,“ fuhr sie fort, „ich könnte weinen, wenn ich nicht so zornig auf mich wäre.“

„Sie nehmen dieses komische Intermezzo viel zu ernst.“

„Nein, nein, ich fühle, wie sehr ich in Ihren Augen verloren habe.“

„Beruhigen Sie sich, Roxane,“ sprach Silvan. Er faßte ihre Hand, und sie überließ ihm dieselbe willig.

„Und die ganze Situation, die ich herbeigeführt habe," fuhr die Schöne fort, „verstehen Sie denn nicht, daß sogar . . . ja, daß mein Ruf in Gefahr ist . . . wenn . . . wenn nicht . . ."

Sie sah ihn fast flehend an.

„Sprechen Sie, Roxane!"

„Wenn Sie ein Mann von Ehre sind," rief Roxane mit einem herrlichen Accent von Stolz und Würde, „dann werden Sie mich heirathen, auch wenn ich Ihnen vollkommen gleichgiltig bin!"

„Roxane," rief Silvan aus, „ich liebe Sie ja, vom ersten Augenblick an liebe ich Sie! Sollten Sie es wirklich nicht wissen?"

„Ist das wahr, Silvan?"

Er gab keine Antwort, sondern warf sich vor ihr nieder und preßte seine Lippen auf den goldgestickten Sammtpantoffel, der ihren kleinen Fuß umschloß. Sie aber athmete tief auf, und dann nahm sie ihn rasch, fast heftig, beim Kopf und küßte ihn.

„Oh, wie glücklich Sie mich machen!" rief Silvan.

„Nicht ich . . . die Maus,“ murmelte Roxane. Und dann begann sie leise zu lachen. „Jetzt müssen Sie mich aber verlassen.“

„Ich gehorche,“ erwiderte Silvan.

„Wie es Ihnen ziemt,“ spottete Roxane, „denn vergessen Sie nicht, daß Sie als mein Mann zugleich mein Sclave sein werden.“

„Immer, Roxane, bis an das Ende unserer Tage.“

Er küßte ihre Hand und eilte davon.

Den nächsten Morgen gab es eine Reihe stürmischer Scenen und Erklärungen; doch endlich fand sich Fräulein von Lopot in das Unvermeidliche und gab ihre Einwilligung zur Verbindung ihrer Nichte mit Silvan von Bialoglowski, unter der Bedingung, daß das junge Paar bei ihr wohne.

Silvan fügte sich gern, und so konnte man schon in der nächsten Woche die Verlobungskarten versenden.

Die Hochzeit wurde in Dublany mit großer Pracht gefeiert. Alle Anwesenden erschienen in

polnischer Tracht, die stolze, schöne Braut in weißer Seide mit königlichem Hermelin.

Herr von Zagorski figurirte in seinem blauen Kontusch, die Karabela an der Seite, das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust, als Hochzeitsmarschall.

Er führte die Braut zur Kirche und commandirte die Polonaise, welche durch alle Stockwerke, Treppe auf, Treppe ab, ging, wie in der guten alten Zeit; er brachte den Toast auf das Brautpaar aus und trank galant aus Roxanens niedlichem Schuh.

Seine Späße nahmen kein Ende. Der gelungenste bestand in einer verdeckten Schüssel, welche der jungen Frau beim Cotillon präsentirt wurde. Als diese den silbernen Deckel abhob, stieß sie einen lauten Schrei aus.

Die Schüssel enthielt eine Maus, aber zum Glück war sie aus Zucker.



Maria im Schnee.

In einem verlorenen Waldwinkel des südlichen Böhmen, nahe der österreichischen Grenze, mitten zwischen freundlichen Bergen, blauenden Forsten und frischen, sprudelnden Wassern lagen seit uralter Zeit drei mächtige Schlösser um ein stilles, in einem Eichenhain verborgenes Kloster vereint. Von den stolzen Adelssitzen gehörte der eine dem freiherrlichen Hause Runeburg-Weiding, der andere der Familie Runeburg-Linnau, während in dem dritten kleinsten und bescheidensten zwei alte Fräulein, die Schwestern von Wiesenfeld wohnten.

Die beiden Linien des freiherrlichen Namens Runeburg lagen seit hundert Jahren im Streit. Unter stetem Processiren, unter Zorn und Haß

waren sie nach und nach alle zu den steinernen Herren und Frauen in der Vätergruft versammelt worden, und von dem einst so blühenden Geschlechte waren endlich nur noch zwei Sprossen da.

Infolge einer Laune des Schicksals war die Linie Runeburg-Weiding nur noch durch das Freifräulein Wielka von Runeburg, die einzige Tochter des Obersten Franz von Runeburg, vertreten und die Linie Runeburg-Linnau durch den Freiherrn Salvator von Runeburg. Auch sie waren Feinde, weil es so Familienüberlieferung war, und doch hatten sie sich bis nun Nichts zu leide gethan, ja nicht einmal gesehen. Dennoch waren sie vielleicht, wenn auch nicht von Natur, so doch durch die Erziehung, die sie genossen, durch die Lebenskreise, in denen sie sich bewegten, gerade dazu geschaffen, sich feindlich anzusehen und zu begegnen.

Der Oberst hatte curiose Ansichten gehabt und infolge derselben seiner Tochter eine curiose Erziehung gegeben. Mag auch sein, daß sie ihm bis zu einem gewissen Grade den Sohn ersetzen

sollte. Genug, er hatte über die Mißstände, welche ihm in der Gesellschaft aufgestoßen waren, viel und ernst auf seinem einsamen Raubritternest nachgedacht und war endlich zu dem Ergebniß gelangt, daß an allem und jedem Unheil die unrichtige Erziehung der Frauen schuld sei: zuerst die halbe Bildung, die man ihnen beibringt, und dann der falsche Ehrbegriff, den die Galanterie für das schöne Geschlecht erfunden hat. Der Oberst bestritt heftig, daß die Frau eine andere Ehre habe als der Mann und verlangte, das sie in denselben Grundsätzen der Moral und der Ehre erzogen werde wie dieser. Er selbst ging mit gutem Beispiel nur zu eifrig voran und erzog seine Wielka fast wie einen Knaben. Als dieselbe nun eines Tages allein in der Welt stand, hatte sie allerdings ihrem Vater jene Selbständigkeit und Entschiedenheit des Charakters zu danken, welche ihr jede Art von männlicher Stütze entbehrlich machte, aber sie genoß zu gleicher Zeit den für ein junges Mädchen nicht empfehlenden Ruf, ein Blaustrumpf zu sein, eine Gelehrte, die

für nichts Anderes Interesse empfinde, als für ihre Bücher.

Salvator von Runeburg hingegen war von einer zärtlichen und ein wenig phantastischen Mutter in jeder Weise verzogen worden und hatte infolge dessen eigentlich nichts Rechtes gelernt. Nicht, daß er unwissend geblieben wäre; er hatte sich aber bald mit diesem, bald mit jenem Gegenstand mehr spielend und genießend, als gründlich beschäftigt und wäre unfähig gewesen, irgend eine andere Carrière zu ergreifen, als die, welche er mehr aus Tradition als aus Lust am Beruf schließlich erwählt hatte. Er war Cavallerie-Offizier, und nebenbei malte er nicht übel. Auch gab es einige Mißtrauische, bei denen er im Verdachte stand, lyrische Gedichte zu machen.

Während Wielka und Salvator, fern von einander, jedes seinen Lebensweg verfolgte, ohne sich gegenseitig um ihre Absichten oder Schicksale zu kümmern, hatten die beiden Fräulein von Wiesenfeld, beider Tanten, in ihrer Weltabgeschiedenheit einen unglaublich kühnen und schönen Plan ausge-

heckt. Sie wollten die Beiden verheirathen und so den uralten Streit beenden und den absterbenden Stamm neu beleben. Sie stellten sich das leicht vor, vielleicht eben deshalb, weil es ihnen selbst so schwer geworden war, Männer zu finden.

Die beiden Tanten Wiesenfeld, Minna und Lina, waren Zwillinge. Schon als junge Mädchen waren sie sich zum Verwechseln ähnlich gewesen, und diese Aehnlichkeit steigerte sich im Alter bis zu einem Grade, der halb unheimlich, halb komisch wirkte. Sie hatten stets dieselben Kleider getragen und zogen sich jetzt bis auf das kleinste Bändchen gleich an. Ihre Zärtlichkeit für einander hatte wohl in ihrer Jugend die Bewerber verscheucht und schreckte jetzt ihre Verwandten und Freunde ab. So lebten sie denn zusammen, still und zufrieden wie zwei Kanarienvögel in ihrem Käfig, nein, mehr als das, denn diese zanken sich zuweilen, Minna und Lina von Wiesenfeld waren aber nur e i n Geist, ein Herz und Wille, und niemals gab es an ihrem Himmel ein Wölkchen.

Unversehens kam der Himmel ihren Absichten zu Hilfe.

Salvator von Runeburg war in einem Duell verwundet worden und kam als Reconvalescent nach Schloß Linnau, um sich in den schönen, sonnigen Septembertagen dort zu erholen und vielleicht auch dem Klatsch der großen Stadt auszuweichen, der eine förmliche Legende um ihn gebildet hatte.

Nachdem er die guten alten Tanten besucht und diese den Eindruck empfangen hatten, daß er lange nicht so schlimm sei, wie das Gerücht ihn schilderte, im Gegentheil, ein guter, liebenswürdiger Mensch, reifte ihr Plan vollends, und die beiden Fräulein in schwarzer Seide und den großen weißen, gelbbebänderten Hauben begannen die Fäden zu spinnen, welche zu einem Netz werden sollten, Wielka und Salvator zu fangen und für immer zu vereinen.

Aber Wielka war nicht das Mädchen sich durch Intriguen, und wenn sie noch so wohlgemeint waren, einspinnen zu lassen; dazu war sie zu klug und zu eigenwillig. Das erste Mal, als die Tanten von

Salvator sprachen, durchschaute sie sofort den ganzen Plan und begann laut zu lachen.

„Ach! Sie wollen uns verheiraten," rief sie, „das ist köstlich. Aber geben Sie sich keine Mühe, Tante Minna und Tante Lina. Ich nehme ihn nicht. Salvator ist mir zu leichtsinnig, er ist ein Frauenheld, ein Verschwender und vor allem bornirt, ja bornirt! Ich kann einen Mann nicht brauchen, der über seinen Zaun nicht hinwegzusehen vermag. Mein Geist ist frei, ich muß einen Gefährten haben, der gleichfalls frei ist."

Eigentlich verstanden die guten Tanten Wielka nicht, aber soviel verstanden sie doch, daß sie Salvator nicht wollte. Trotzdem setzten sie ihre Maulwurfsarbeit fort und wendeten sich an Salvator. Dieser hörte sie geduldig an. „Warum nicht?" sagte er schließlich, „wenn sie nur nicht so gelehrt wäre! Aber diese Nachteule der Pallas Athene scheint mir nicht ganz geeignet zu einer feschen Cavalleristenfrau."

„Nachteule!" wiederholten Minna und Lina im Duett.

„Wielka ist sogar sehr hübsch,“ sang dann Minna Solo.

Und wieder Lina im Solo: „Fesch ist sie auch, wenn sie zu Pferde sitzt oder kutschirt.“

„Sieh sie Dir doch nur an,“ flehte das Duett.

„Meinetwegen,“ erwiederte Salvator.

Nun wurde Wielka auf seinen Besuch vorbereitet.

„Empfangen will ich ihn schon,“ sagte sie, „man darf die Feindschaft nicht bis zur Unhöflichkeit treiben.“

„Und mache Dich recht hübsch,“ bat Minna.

„Zu welchem Zweck?“ forschte Wielka, „ich habe ja durchaus nicht die Absicht, ihm zu gefallen.“

„Weil er Dich für eine Art alter Gouvernante hält,“ flüsterte ihr Tante Lina in's Ohr.

Wielka begann zu lachen.

„Er hat Dich die Nachteule der Pallas Athene genannt . . . denke . . .

Wielka lachte noch lauter und herzlicher. „Ja also,“ sprach sie dann, „ich verspreche Euch, mich eigens für ihn herauszuputzen.

Und das lose Mädchen hielt Wort.

Als Salvator zu ihr kam, fand er eine hohe hagere Gestalt in einen alten Schlafrock gewickelt, mit einer Haube auf dem Kopfe und einer Brille auf der Nase. Die Haube war so groß, daß er nicht einmal zu entdecken vermochte, ob Wielka schwarz oder blond sei, und die blauen Gläser der Brille hinderten ihn ebenso, die Farbe ihrer Augen zu erkennen. Dagegen sah er zum Entsetzen auf dem Tische vor ihr eine Schnupftabaksdose und ein großes blaues Schnupftuch, eines Landpfarrers oder dörflichen Bürgermeisters würdig und auf der Sophalehne ihr zur Seite einen mächtigen schwarzen Kater.

„Nein, für diese Sorte danke ich ergebenst," schrieb er noch denselben Tag den Tanten Wiesenfeld und ließ sich nicht wieder bei denselben blicken.

* * *

Wochen waren seit dem Besuch Salvators bei Wielka vergangen. Der junge Offizier aber

weilte noch immer in Linnau. Die lohnende Jagd und die Malerei hielten ihn dort fest.

So war allmählich der November herangekommen.

An einem frostigen Nachmittag schritt Wielka, eine kleine Flinte auf der Schulter, kurz geschürzt, so fesch, wie sie nur das Herz eines Kavallerieoffiziers wünschen konnte, durch den dunklen Forst dem Kloster Maria im Schnee zu. Die Aebtissin Regina, von Hause eine Gräfin Waldhof, war innig mit ihr befreundet, obgleich sie zehn Jahre mehr zählte als Wielka, oder vielleicht eben deshalb, denn mit Damen in ihrem Alter verstand sich „die Nachteule der Pallas Athene“ nur sehr selten oder nur für kurze Zeit.

Dichter Nebel lag feucht und düster in den Gründen und wogte in rauchigen Massen um die Spitzen der Berge und die erhabenen Wipfel der majestätischen Tannen. Den Weiden am Bache hatte er graue flatternde Geistergewänder angezogen und nahe dem Kloster einen hohen Wall erbaut.

So geschah es, daß Wielka plötzlich Salvator vor sich sah, der unter einem Haselnußstrauch saß und malte. Er machte offenbar Farbenstudien nach der Natur. Sie erkannte ihn sofort, während er in seine Arbeit so vertieft war, daß er sie erst bemerkte, als sie an ihm vorübergeschritten, und keine Zeit mehr fand den Hut zu lüften, geschweige denn eine Aehnlichkeit mit der gelehrten Einsiedlerin von Weiding zu entdecken. Dennoch fühlte sich Wielka erst sicher, als sich die Klosterpforte hinter ihr geschlossen hatte.

Die Aebtissin empfing sie in ihrem Arbeitszimmer, wie immer herzlich und erfreut und führte sie zu dem alterthümlichen Kamin, in dem ein helles Feuer brannte. Hier standen zwei kleine Lehnstühle, in denen die Damen einander gegenüber Platz nahmen.

Nachdem sie einige Fragen und Antworten ausgetauscht hatten, entstand eine Pause. Wielka ließ ihre klugen lebhaften Augen durch das mit würdiger Pracht eingerichtete Gemach schweifen und

rief plötzlich: „Was ist denn das? Wie kommt diese Pracht in Deine stille Klause?“

„Es ist ein Stück meines Ornates,“ erwiderte Regina.

Wielka stand auf und hob einen Zipfel des königlichen Hermelinpelzes, der auf einem Stuhle lag, auf, um ihn besser bewundern zu können.

„Das ist Dein Pelz?“

„Gewiß,“ gab Regina zur Antwort.

„Wie kommst Du dazu?“ fragte Wielka lächelnd.

„Kennst Du die Legende von Maria im Schnee?“

„Ich habe sie gehört — als Kind — und habe sie wieder vergessen.“

„Also höre,“ sagte die Aebtissin. „Eines Abends, im Winter bei tiefem Schnee und grimmigem Frost kehrte die Königin Elisabeth von der Jagd nach dem Hoflager zu Budweis zurück. Während sie in warmes Pelzwerk eingehüllt im Schlitten saß, erblickte sie plötzlich eine Frau, welche, ein armes kleines, fast unbekleidetes Kind auf dem Arm, selbst barfuß und in Lumpen auf der Straße

dahinschritt. Die Königin befahl zu halten, zog ihren Hermelinpelz aus und gab ihn der armen Frau. Da stand diese plötzlich von einer Glorie umgeben, schön und erhaben vor der barmherzigen Fürstin. Es war die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, welche gnädig auf die Königin herablächelte, als diese sich anbetend vor ihr niedergeworfen hatte.

An der Stelle, wo die Erscheinung geschah, erbaute die Königin dieses Kloster, und zur Erinnerung an die Legende trägt die Madonna in unserer Kirche, ebenso wie die Aebtissin von Maria im Schnee den Hermelinmantel."

„Ich verstehe," sagte Wielka, „und ich kann mir denken, daß Du in diesem Pelz ganz prächtig aussiehst. Deine hohe stolze Gestalt . . .

„Laß das," unterbrach sie die Aebtissin mit einem wehmüthigen Lächeln, „für mich ist das Leben vorbei. Aber Du, Du gehörst noch der Welt. Ist es wahr, daß man Dich verheiraten will?"

„Ach ja!" erwiderte Wielka, „die guten Tanten Wiesenfeld haben diesen närrischen Plan ausgeheckt."

„Laß Dich nicht verheiraten, Wielka," sprach die Aebtissin, indem sie ihre schöne weiche Hand auf ihren Arm legte und ihr voll in's Gesicht sah.

Wielka schüttelte den Kopf. „Ich denke auch nicht daran," sagte sie, „und streng genommen ist ja der ganze Roman zu Ende."

„Wähle selbst," fuhr die Aebtissin fort, „und wähle nur nach Deinem Herzen. Mich wollte man auch verheiraten, glänzend, wie es in der vornehmen Welt heißt, aber ich blieb fest. Da ich den, den ich liebte, nicht haben durfte, entsagte ich lieber ganz und gar der Welt und nahm den Schleier. Man fand es romantisch, altväterisch, was weiß ich, aber ich habe es nicht bereut. Ich bin ungleich glücklicher hier in diesen Mauern, als ich es an der Seite eines ungeliebten Mannes wäre."

„So denke auch ich," sprach Wielka, „und niemals werde ich eine sogenannte Vernunftheirat schließen, bei der man so unvernünftig ist, Alles in Rechnung zu bringen für unser Glück, nur das Wichtigste nicht — unser Herz."

Noch lange saßen die beiden Frauen im vertraulichen Gespräch am Kamin und bemerkten weder den Sturm, der sich erhoben hatte und in den Schornsteinen sein wildes Lied sang, noch den Schnee, der zur Erde niederwirbelte, an die Scheiben pochte und das weite Land in seinen Hermelinmantel hüllte, wie einst die Königin Elisabeth die heilige Mutter mit dem Kinde.

Als Wielka aufbrach, um das Abendessen bei den Tanten Wiesenfeld, zu denen sie geladen war, nicht zu versäumen, war es unmöglich den kurzen Weg nach Schloß Bergheim zu Fuß zurückzulegen. Die Aebtissin ließ sofort ihren Wagen anspannen, aber dies schien ihr nicht genug. Nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte, wie sie Wielka vor dem bösen Wetter und der Kälte am besten schützen sollte, eilte sie mit einem schalkhaften Lächeln auf den Pelz zu, nahm ihn vom Stuhl und reichte ihn ihrer Freundin.

„Was fällt Dir ein?“ rief Wielka, indem sie ein paar Schritte zurückwich.

„Nimm ihn, er wird Dich vor dem Frost schützen und überdies gut kleiden.“

Wielka lächelte und schlüpfte in das duftige Pelzwerk.

„Wie schön Du bist!“ sagte die Aebtissin, „Du hast Unrecht, die Toilette zu verachten. Es ist unglaublich, wie Dich dieser Talar zu Deinem Vortheil verändert.“

„Also bin ich sonst wirklich eine Nachteule, wie mein liebenswürdiger Vetter behauptet,“ sprach Wielka lachend.

„Ich möchte sehen, wie Du Dich an meiner Stelle ausnehmen würdest,“ fuhr Regina fort, holte ein Velum herbei und umhüllte den Kopf Wielka's mit demselben. „Süperb!“ murmelte sie, „majestätisch und anmuthig zugleich. So müssen Dich Deine Tanten sehen.“

Wielka zuckte die Achseln, aber sie behielt Pelz und Velum, stieg so in den Wagen, der unter dem Thorbaue wartete, und fuhr nach Bergheim hinüber.

Ein neckischer Zufall, vielleicht Gott Amor selbst, hatte zu dieser Stunde einen anderen Flüchtling hierhergeführt. Baron Salvator hatte bei den Tanten Wiesenfeld Schutz vor dem Unwetter gesucht und trocknete eben seine Kleider in der Stube des Kastellans, als der Wagen der Aebtissin vorfuhr und eine herrliche Erscheinung mit dem Nonnenschleier um das goldblonde Haar, den schlanken Leib in den violetten, mit Hermelin besetzten und gefütterten Seidentalar geschmiegt, demselben entstieg.

„Teufel! Wer ist diese Dame?“ fragte er den alten Kastellan.

„Die Aebtissin von Maria-Schnee,“ erwiderte dieser, „eine geborene Gräfin Waldhof.“

„Eine schöne Frau.“

„Ja, recht stattlich.“

Nachdem Salvator wieder so weit war, um sich Damenaugen präsentiren zu können, stieg er die Treppe hinauf und ließ sich bei den Tanten melden. Während Tante Minna bei Wielka blieb, eilte Tante Lina ihn zu empfangen.

Es währte nicht lange, kam sie mit strahlender Miene zurück. „Kinder," rief sie kichernd, „wir sind gerächt. Salvator hat Wielka gesehen, und — ist bis über die Ohren in sie verliebe."

„Wirklich?!" sagte Tante Minna.

„Das wäre köstlich!" fügte Wielka hinzu, „ein Schulknabe, der einen schönen Falter an die Nadel steckt, könnte nicht glücklicher sein, als ich es wäre, wenn ich diesen lockeren Herren in meine Gewalt bekäme."

„Zu welchem Zweck?" fragte das Tantenduo.

„Um ihn zu bestrafen."

„Ja, wir müssen ihn strafen," stimmten die Tanten bei.

„Er war desperat, daß Du eine Klosterfrau seiest, und bat mich, ihn Dir als Maler vorzustellen. Er möchte Dein Portrait malen."

„Das wäre nicht übel," versetzte Wielka, „die beste Gelegenheit, ihm das Netz über den Kopf zu ziehen; aber ich darf die Maske Reginen's nicht mißbrauchen."

„Warte nur", meinte Tante Minna, „wir finden schon Mittel und Wege."

Unter Zischeln und Kichern begann die große Verschwörung, während Salvator im kleinen Speisesaal ahnungslos vor einem Glas Glühwein saß, den die besorgte Tante Lina ihm credenzt hatte.

Eine Viertelstunde war vergangen, als sie von Neuem erschien.

„Die Aebtissin will Dich nicht sehen," platzte sie heraus.

„Warum nicht?"

„Du fragst noch, Salvator? Alle Welt kennt Deine tollen Streiche."

„Ich habe Dich doch gebeten, liebe Tante, mich als Maler . . ."

„Zu solchen Schlichen geben wir uns nicht her."

„Tante, ich bin im Stande und entführe die Aebtissin," rief Salvator.

„Ich beschwöre Dich," fiel Tante Lina ein, „compromittire nicht unsere ganze Familie."

„Oder ich gehe mit Stanley nach Afrika, ich suche den Tod."

„Wie übertrieben Du gleich bist!"

„Tante Lina, ich liebe zum ersten Mal in meinem Leben," sprach Salvator seufzend „und sollte entsagen? Das wäre schrecklich."

„Warte nur, noch ist nichts verloren."

„Wie?"

„Die Aebtissin hat eine Zwillingsschwester, welche ihr zum Verwechseln ähnlich sieht, ebenso wie ich meiner Schwester Minna."

„Wo ist diese Schwester?"

„Die Comtesse Bona Waldhof ist augenblicklich in Wien, aber wir erwarten sie in den nächsten Tagen zu Besuch bei uns."

„Und sie gleicht wirklich der Aebtissin?"

„Wie eine Rose der andern."

„Es giebt Rosen sehr verschiedener Art."

„Du sollst selbst urtheilen."

Wieder verließ Tante Lina ihren Neffen, um eine Photographie Wielka's zu holen. Als sie ihm

dieselbe einhändigte, küßte er sie und rief: „Ja, es ist dasselbe Gesicht, dieselbe Gestalt, nur noch anmuthiger. Und sie kommt wirklich?“

„Ja, sie kommt.“

„Und ich werde sie sehen?“

„Sehen, sprechen, anbeten, Alles was Du willst.“

„Das ist ja herrlich!“

Salvator ergriff die Hände der kleinen Tante und bedeckte sie mit Küssen.

„Vielleicht erleben wir diesmal die Freude, eine Frau für Dich gefunden zu haben,“ sagte Tante Lina, „da es ja mit Wielka doch nichts ist.“

„Brr!“ rief Salvator, „nein, die Nachteule mag ich nicht.“

„So schön wie Comtesse Bona ist Wielka allerdings nicht.“

„Wielka mag recht gelehrt sein,“ erwiderte Salvator, „ein Ausbund aller Tugenden, reich, ein großer Geist, Alles, aber ich will eine Frau, die ich liebe, und ziehe das ärmste, einfältigste Mädchen,

das mein Herz erobert, der Nachteule von Weiding vor."

„Du hast vollkommen Recht," sprach die Tante, während hinter der Thür Wielka in ihr Tuch lachte, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

* * *

Ein paar Tage waren vergangen, während welcher der Baron gejagt, gefischt und gemalt hatte; dann kam ein Bote von den Tanten, die Comtesse sei angekommen, man erwarte Salvator Abends zum Thee.

Er sah mit Ungeduld die Zeiger auf der großen alten Uhr im reichgeschnitzten Gehäuse dahinschleichen, dann den Nebel über die Wiesen hinziehen, die Dämmerung durch die Fenster hereindringen, grau und bleiern. Endlich zuckte der erste Stern in seinem bläulichen Lichte. Salvator war schon lange angezogen. Er stieg zu Pferde und trabte nach Bergheim.

Hier empfingen ihn zuerst die beiden Tanten,

dann sang plötzlich die Thür des Empfangszimmers weinerlich, mit einem Ton von Aerger dazwischen, und im zitternden Licht der Lampe trat Wielka über die Schwelle.

Im Bemühen, nicht aus vollem Halse zu lachen, machte sie ein strenges, fast finsteres Gesicht, aber dies that ihrer edlen anmuthigen Erscheinung keinen Eintrag. Ihr vornehmer Kopf hob sich von dem blonden Haar wie von dem Goldgrunde eines russischen Heiligenbildes ab, und ihre hohe Gestalt erschien noch stolzer in der bequemen Hausjacke von violetter Seide, welche mit Hermelin besetzt und gefüttert war. Die Jacke machte die Illusion vollständig. Die Schöne war in derselben erst recht das Ebenbild ihrer „Zwillingsschwester" Regina, ja, sie war bereits eine halbe Aebtissin und trug auch deren Würde zur Schau.

Es währte einige Zeit, ehe das Gespräch in Gang kam, aber als Wielka erst wieder ihre volle Ruhe und Sicherheit gewonnen hatte, wurde sie bald auch warm und lebhaft.

Salvator sprach über ihre Aehnlichkeit mit der Aebtissin von Maria im Schnee und bat sie um die Gunst, ihr Bildniß malen zu dürfen.

Wielka war sofort dazu bereit. „Soll es ein Porträt schlechtweg werden,“ fragte sie, oder ein Studienkopf?“

„Ein Porträt,“ erwiderte Salvator, „man braucht einen Kopf nur dann zu einer Studie, wenn derselbe — ohne schön zu sein — ein interessante Seite hat, welche idealisirt, ein harmonisches Bild giebt. Wo aber die Natur wie bei Ihnen, Comtesse, bereits Alles selbst gethan hat, bleibt dem Maler nichts zu thun übrig, als die Wirklichkeit zu copiren.“

„Oh! Sie machen mir den Hof,“ rief Wielka mit dem Finger drohend, „das dürfen Sie nicht, Baron, denn ich stehe auch schon mit einem Fuß im Kloster.“

„Um Gotteswillen!“ stammelte Salvator, „soll soviel Schönheit und Geist hinter Klostermauern . . .“

„Ich bitte, die Phrase ist garnicht originell," unterbrach ihn Wielka schalkhaft, „das Zeitwort heißt ‚begraben sein', nicht wahr? Es giebt noch eine zweite, ebenso beliebte, mit dem Zeitwort ‚vertrauern'. Wenn Sie bei mir Erfolg haben wollen, Baron, so müssen Sie vor allem originell sein."

„Das ist heutzutage schwer."

„Nicht so schwer, als man denkt. Wenn ein Jeder die Banalität, die bequeme Redensart verbannen und sich einfach geben wollte, wie er ist, gäbe es nur Originale, vielleicht auch interessante und unangenehme Originale, aber keine langweiligen Menschen mehr."

„Also, originell gesprochen," gab Salvator zur Antwort, „ich möchte nicht, daß Sie in das Kloster gehen, weil . . .

„Weil?"

„Weil Sie mir viel zu gut gefallen."

„Das ist originell," sagte Wielka lachend, „aber sprechen Sie nur immer so, wie Sie denken. Ich ziehe es der üblichen Sprache vor, die ja

eigentlich nur aus Citaten besteht, und zwar am wenigsten aus classischen Citaten."

Am nächsten Vormittag fand bei gutem Lichte in einem an der Nordseite gelegenen weiten Gemach des Schlosses Bergheim die erste Sitzung statt. Eine Bühne, auf der in früheren Zeiten bei Bällen die Musikanten gesessen hatten, war in der Mitte aufgestellt worden. Auf derselben saß Wielka auf einem Stuhl aus der Wallensteinzeit, mit hoher steiler Lehne, die Hände in den weiten Aermeln ihrer Pelzjacke halb verborgen, der Blick in eine unbestimmte Ferne schweifend. „Die Stellung scheint mir zu träumerisch für mein Wesen," sagte sie.

„Sie soll nicht träumerisch sein, sondern ruhig sinnend."

„Ganz recht, das paßt für mich; ich denke viel und gerne."

„Ich habe Sie also doch nicht ganz falsch aufgefaßt."

„Aber ein Vorwurf wie ich muß Sie lang=

weilen, Baron. Sie lieben die feschen Frauen, ich bin es nicht."

„Ich mag nur die gelehrten Frauen nicht!"

„Und wenn ich es wäre?"

„So würde ich die Waffen strecken."

„So schnell?"

„Es giebt Niederlagen, die schöner sind als jeder Sieg."

„Warte nur," dachte Wielka, „mit Dir werde ich bald fertig sein, und dann soll es Dir ergehen wie dem Maikäfer an der Schnur."

Aber es kam doch ein wenig anders, als sie dachte. Sie bot alle Künste einer feinen Koketterie, den ganzen Zauber ihrer Schönheit und ihrer geistigen Reize auf, um Salvator, der vom ersten Augenblick Feuer gefangen hatte, vollständig zu umstricken, aber in dem Netz, das sie spann, wurde die schlaue Spinnerin mitgefangen.

Je natürlicher der Baron sich gab, je origineller in ihrem Sinne, umsomehr verschwanden die ihm anerzogenen oder durch die Gesellschaft aufgepfropften

Neckereien und Thorheiten, und sein wahres Wesen zeigte sich als lauter und ehrenwerth, warm und verständig. Während er sich nach seiner eigenen Taxirung „rasend" in Wielka verliebte, fühlte sie wie sie ihm immer mehr und mehr gut wurde, und ihre grausamen Vorsätze vergingen wie farbige Seifenblasen in der Luft. Täglich fand Vormittags eine Sitzung statt, und täglich kam Salvator Abends zum Thee. Dann spann ihn Wielka in endlose Gespräche ein, und es zeigte sich, daß er auch garnicht so unwissend war, wie sie vorerst gemeint.

Als die Frucht reif war, so reif, daß sie jeden Augenblick Wielka zu Füßen fallen konnte, beschloß sie ihrem ahnungslosen Cousin den Rest zu geben.

Es war ein köstlicher Winterabend, kalt und hell, als sie Salvator den Vorschlag machte, mit ihr auf der Eisfläche des kleinen Teiches Schlittschuh zu laufen. Er gehorchte mit Eifer ihrem Wunsche, und sie stiegen in den Garten hinab, der von duftigem Schnee, blitzenden Eiszapfen und

magischem, bläulich zitterndem Mondlicht erfüllt war. Wielka hatte ihre Toilette durch eine kleine russische Mütze aus Hermelin vervollständigt und ihre seidene Robe geschürzt. Salvator trug zwei Paar Schlittschuhe auf dem linken Arm, während er Wielka an dem rechten führte. Der Bediente brachte einen Feldstuhl nach, den er am Ufer des Teiches aufstellte, und machte Miene, Wielka die Schlittschuhe anzuschnallen; doch Salvator winkte ihm zu gehen, und nachdem die blonde Fee Platz genommen, kniete er vor ihr nieder und sie setzte den kleinen Fuß auf sein Knie.

„Wissen Sie, Baron, daß Sie mir in dieser Stellung gefallen?“ begann sie, während ein Lächeln ihre Lippen stolz und trotzig schwellte.

„Ach! dürfte ich nur immer zu Ihren Füßen liegen,“ sagte Salvator, die Riemen festschnallend.

„Wer verbietet es Ihnen?“

„Ihr strenger Blick.“

„Ich bin nur zu liebenswürdig einem Schmetterling Ihrer Sorte gegenüber.“

„Gefangene Schmetterlinge flattern nicht mehr.“

„Sie sind noch weit davon im Netz zu zappeln.“

„Sie scherzen, Comtesse,“ erwiderte Salvator, „ein Mädchen, so klug wie Sie, kennt ihre Macht und wird durch ihren Triumph niemals überrascht. Soll ich Ihnen wirklich ein Geständniß machen?“

„Nein, es ist überflüssig.“

„Sie wissen, daß ich Sie anbete?“

„Ja.“

„Und Sie weisen mich nicht zurück?“

„Nein.“

„Und ich darf hoffen, Sie die Meine zu nennen?“

Sie nickte, immer lächelnd und sich an seiner Leidenschaft weidend.

„Oh! wie glücklich bin ich!“ rief der Baron aus und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Halt!“ unterbrach ihn Wielka. „Ich kann Ihnen kein Jawort geben ohne die Zustimmung meiner Schwester, der Aebtissin.“

„Ich werde mir morgen in Maria-Schnee die

Einwilligung der schönen Regina holen," entgegnete Salvator.

„Nein, das ist meine Sache," sprach Wielka, „meine Schwester ist nicht so leicht zu behandeln."

„Sie werden also morgen mit ihr sprechen?"

„Ja, morgen," versetzte Wielka und stand auf.

Salvator erhob sich rasch und wollte die Arme um die vornehme Gestalt schlingen, aber sie entschlüpfte ihm mit einer anmuthig energischen Bewegung und entfloh über die schimmernde Eisfläche.

Einen Augenblick sah ihr der Baron verdutzt nach, dann schnallte er eilig die Schlittschuhe an und folgte ihr.

Nun begann eine lustige Jagd zwischen den beschneiten Tannen und um die kleine Insel herum, welche in der Mitte des Teiches wie ein diamantener Elfengarten lag, bis endlich Salvator unter fröhlichem Lachen Wielka in seine starken Arme schloß und den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte, die, roth und frisch, einer bereiften Rose glichen.

* * *

Und wieder war es Abend. Voll Ungeduld war Salvator in den Hof des Schlosses von Bergheim gesprengt und eilte jetzt die Treppe hinauf. Mitten auf derselben kam ihm Wielka entgegen.

„Wie steht es?“ fragte er.

Sie legte den Finger auf den Mund: „Die Aebtissin, meine Schwester, will nichts von unserer Verbindung wissen.“

„Was hat sie gegen mich einzuwenden?“

„Daß Sie ein leichtfertiger Mensch sind.“

„Das ist längst vorbei.“

„Ein Verschwender.“

„Nicht mehr und nicht weniger als alle jungen Leute in meinem Alter.“

„Kurz, sie will nicht.“

„Und Sie, Bona?“

„Ich?“

„Wollen Sie mich? Sind Sie mir ein wenig gut?“

„Ein wenig? . . . Ja!“

„Dann entführe ich Sie. Wenn wir erst

getraut sind, wird die schöne gestrenge Aebtissin sich erbitten lassen."

„Sie wollen mich entführen?" rief Wielka, „das habe ich von Ihnen erwartet, das gefällt mir. Und wann?"

„Auf der Stelle."

„Gut," erwiderte Wielka, „aber die guten Tanten dürfen keine Ahnung davon haben, sonst halten sie mich mit Gewalt zurück."

„Kommen Sie also," murmelte Salvator, „in diesem Augenblick ist der Weg frei."

„Nein, ich muß mich erst ankleiden," sagte Wielka, „aber erwarten Sie mich an der Hinterpforte des Gartens, in fünf Minuten bin ich zur Stelle."

Wirklich, als die fünf Minuten um waren, kam Wielka rasch, in einen langen, dunklen Schleier gehüllt, auf dem beschneiten Wege heran. Der Schnee knirschte unter ihren energischen Schritten. Salvator kam ihr entgegen, streifte den Aermel ihres Pelzes zurück und küßte sie feurig auf den vollen Arm.

„Sie machen mich glücklich, Bona, oh! wie glücklich!“

„Kommen Sie,“ gab Sie zur Antwort, „rasch, rasch!“

Salvator hob sie auf das Pferd, schwang sich in den Sattel, und die schöne Beute vor sich in seinem Arm, gallopirte er davon.

Nachdem sie eine Weile durch die mondbeglänzte Winternacht geritten waren, brach Wielka plötzlich in ein lautes muthwilliges Lachen aus.

„Wissen Sie, wen Sie entführt haben, mein Freund?“

Salvator sah sie erstaunt an.

„Die Nachteule.“

„Wie . . . Sie wären . . .“

„Wielka von Runeburg-Weiding, welche Sie exemplarisch bestrafen wird, indem sie Sie zu ihrem Manne macht!“

Ende.

